

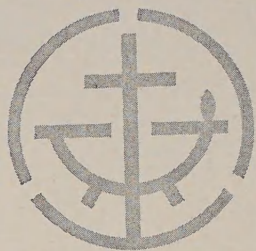
School of Theology at Claremont



1001 1408864

BR
50
Z8

GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek

von

Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960

D. Bernhard Weiß
zum Gedächtnis

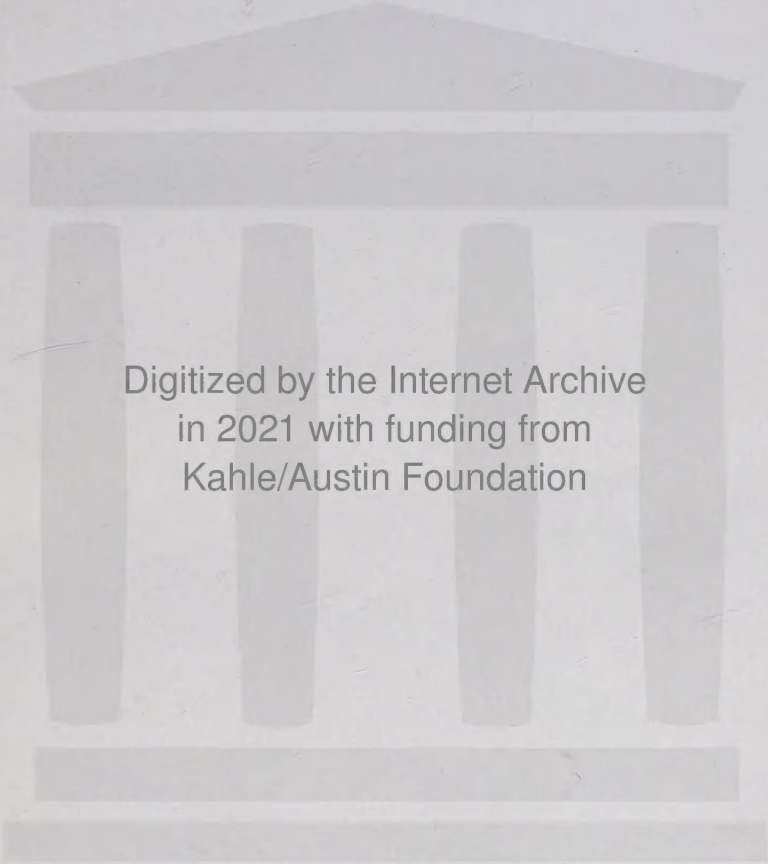
Berlin, den 27. Juni 1917.

An meinem 90. Geburtstage sind mir in Geschenken, Briefen und Telegrammen soviel Zeichen der Liebe und Verehrung zugegangen, daß ich nicht im Stande bin, dieselben alle persönlich zu beantworten und, so schwer es mir bei ihrem Reichthum wird, ich nur in dieser Form meinen tiefgefühlten Dank aussprechen kann.

Wohl ist die Generation, welche mit mir jung gewesen und mit ihrer Freundschaft und Liebe meine Jugendjahre so köstlich geschnückt hat, bereits längst heimgegangen, auch von denen, mit welchen und unter welchen ich gewirkt habe, sind die meisten schon zu Grabe getragen; — aber die Briefe zeigen, welchen reichen Schatz von Anhänglichkeit in den Herzen von Schülern und Schülerinnen, von Kollegen und Freunden mir Gottes Güte noch erhalten oder neu geschenkt hat. Ich kann ihnen nur danken, indem ich Gott bitte, daß er ihnen am eigenen Herzen und Leben vergelte, was sie je und je an mir getan.

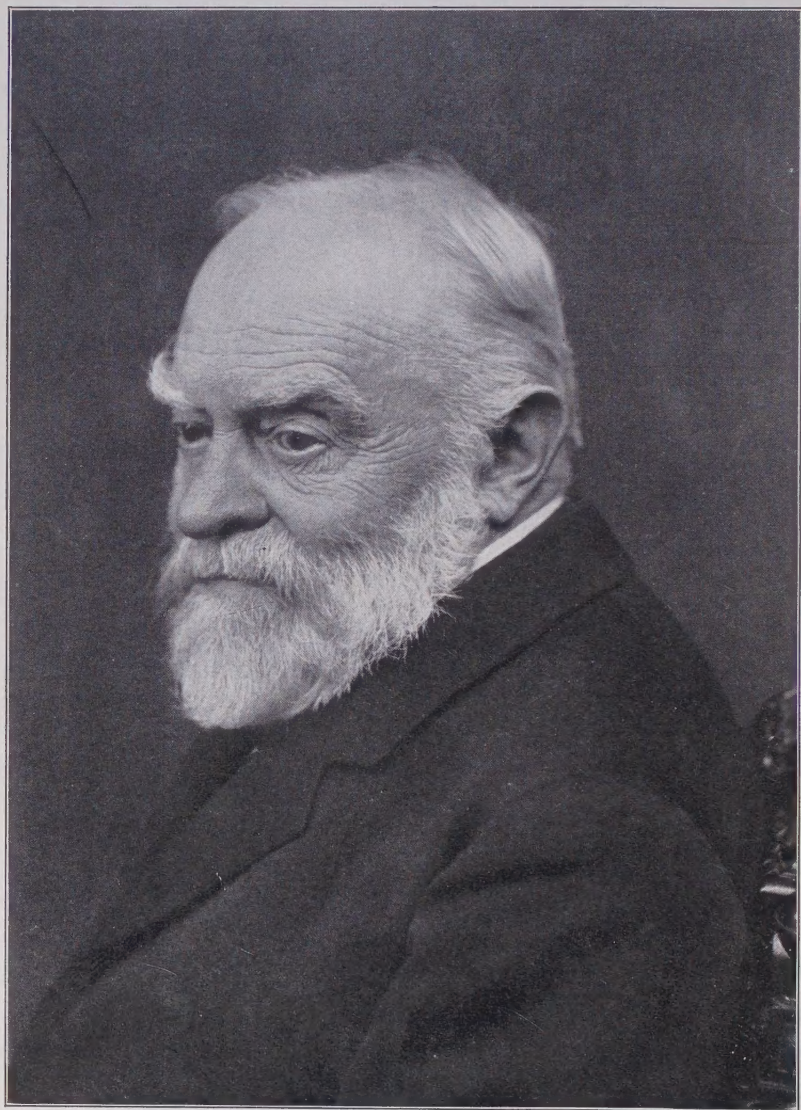
Mein reiches gottgesegnetes Leben ist in den letzten vier Jahren schwer heimgesucht worden. Meine beiden Söhne sind mitten aus einer mit vollster Anerkennung begleiteten Wirksamkeit durch den Tod abgerufen. Ein blühender Enkel war eines der ersten Opfer des unseligen Krieges, welcher seitdem Jahr für Jahr mit seiner Noth und Sorge auf mir wie auf unserem ganzen Volke lastet. Aber ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß Gottes Gnade mir noch vergönnt wird, den Frieden und den Aufstieg unseres Vaterlandes zu erleben.

D. Bernhard Weiß.



Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
Kahle/Austin Foundation

<https://archive.org/details/zumgedchtnisvond0000sche>



Bernhard Weiß im achtzigsten Lebensjahr
Nach einer Aufnahme von S. Noack, Berlin

BR
50
78

Zum Gedächtnis von D. Dr. Bernhard Weiß

Wirklichem Geheimen Rat
Professor der Theologie an der Universität Berlin

In Verbindung mit Freunden und Schülern des Verstorbenen

herausgegeben von

Wilhelm Scheffen



S. Fischer Verlag / Berlin 1918

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

D. Ernst Dryander

Wirklicher Geheimer Rat, Oberhof- und Domprediger

Ansprache bei der Trauerfeier am 17. Januar 1918.

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen getan. Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Herr, bringe wieder unsre Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. (Psalm 126.)

Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, und heb' an an den letzten bis zu den ersten. (Matth. 20, 8.)

Von einer Feierabendstunde spricht das Schriftwort, mit dem ich soeben die biblische Lektion schloß. Feierabend ist es mit dem Leben des lieben Heimgegangenen, an dessen Sarge wir stehen, geworden. Über die Mosesgrenze des 90. Psalms hinaus hat er bis über das neunzigste Jahr hinaus ein Leben geführt, köstlich durch Mühe und Arbeit. In friedlichem, kampflosem Ende ist ihm der Ruhetag des Volkes Gottes angebrochen. Der Gedanke der Klage, der sonst an den Särgen sich aufdrängt, geht uns unter in dem des Dankes für den Reichtum der Barmherzigkeit, die Gott über sein Leben ausgegossen hat. Uns bleibt nur die Pflicht, im Geist der Liebe, die wir alle dem teuren vollendeten Freunde dargebracht, und mit der wir an seiner Liebe uns erquicht haben, dankend noch einmal uns zu vergegenwärtigen, was er uns war, und was uns von ihm unvergänglich und unvergeßlich bleibt.

„Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn!“ In einer Auslegung dieser Stelle hat der liebe Entschlafene davon gesprochen, daß der Lohn im Gottesreich nicht verdient werden könne, sondern durchweg ein Gnadenlohn sei; wenn der Herr das Ohr für seinen Ruf in die Arbeit öffne, so sei das nicht unser Verdienst, sondern ein Werk seiner Gnade. — Früh schon hat unser geliebter Heimgegangener diese Gnade erfahren. Ein Kind des evangelischen Pfarrhauses, in trefflichem, frommem Elternhause aufgewachsen, hat er nie den Gedanken gehabt, einen anderen Beruf zu ergreifen als den des Vaters, nur daß sowohl die Neigung wie das Urteil seiner Lehrer, namentlich des treuen Freundes J. A. Dorner, ihn nach kurzem Dienst an der Militärgemeinde dem akademischen Lehramt zuführte. Dem hat er fast 60 Jahre gedient in der Heimat Königsberg, in Kiel, wo er die großen Jahre der Umgestaltung des deutschen Vaterlandes erlebte, endlich seit 40 Jahren in Berlin, wo in immer wachsender Zahl die Hörer zu seinen Füßen saßen und viele Tausende von dankbaren Schülern von ihm in das Verständnis des neutestamentlichen Schrifttums eingeführt worden sind. Es war ihm insofern gegeben, bahnbrechend zu wirken, als er es vermochte, mit der vollen Würdigung des Offenbarungscharakters der Schrift zugleich das geschichtliche Verständnis dieser Offenbarung und seines Niederschlags in den neutestamentlichen Büchern seinen Hörern zu vermitteln. Wie er für sich selbst mit dem scharfen kritischen Verstande die Innerlichkeit eines tiefen frommen Sinnes und die ungeteilte Freude an dem sorgfältig erfaßten Offenbarungsworte verband, so hat er seine Schüler in die gleiche Bahn gewiesen, in lehrendem Wort wie in immer zahlreicheren Schriften den Ertrag seiner Arbeit den empfänglichen Gemüthern nahegebracht und unermüdet bis ins Alter in ununterbrochenem Fleiß und gewissenhafter Treue sein Leben der Erforschung des Neuen Testaments gewidmet, bis der Ruf des Meisters, der ihn einst in die Arbeit gesandt, ihm die Feder aus der Hand nahm und den Feierabend gebot. Und immer hat er in der rührenden Dankbarkeit, die ein hervorragender Zug seines Wesens war, die Gnade

seines Gottes in dieser seiner Berufsarbeit und ihrem Segen erkannt und gegriepen.

Aber noch einen anderen Gedanken spricht jene Auslegung des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg aus: es gibt im Himmelreich keinen Lohn, der sich in Groschen abzählen und bemessen läßt; es gibt überhaupt nur einen Lohn: die Gemeinschaft mit Gott, die ewige Seligkeit. Man empfängt ihn oder empfängt ihn nicht, Grade in dieser Seligkeit gibt es nicht.

Um diesen Gnadenlohn hat unser lieber Entschlafener mit der ganzen Kraft seiner Seele gerungen. Das Entlassungszeugnis seines langen Lebens darf ihm bezeugen: er war ein im lebendigen Glauben festgewurzelter Christ, ein Mann des Gebets und der Treue. Das bezeugen alle, die mit ihm im Beruf der Wissenschaft wie im Kirchenregiment zusammengearbeitet haben, das blieb der Eindruck der zahlreichen Freunde, die ihm in persönlichem Verkehr nahetreten durften. Als ein von ganzer Seele Dankender darf ich es aussprechen, wie oft es mich erbaut und gestärkt hat, 35 Jahre hindurch seine liebe Gestalt von der Kanzel aus zu meinen Füßen sitzen zu sehen, nachdem ich zuvor von ihm gelernt, der Gemeinde das Wort auszulegen, wie oft in dem kleinen Freundeskreise, in dem wir die Schriften des Neuen Testaments besprachen, er mich erquickt und uns allen wohlgetan hat, und wie oft mir an ihm Melancthons Wort vor die Seele getreten ist, er habe aus keinem anderen Grunde Theologie studiert nisi ut se ipsum emendaret.

Damit hing auch sein Bedürfnis zusammen, praktisch der Kirche zu dienen. Als Dorner in Königsberg und Bonn ihn auf den akademischen Lehrstuhl hinwies, machte ein anderer großer Führer unserer Kirche tiefsten Eindruck auf ihn: J. H. Wichern. Seit dem Wittenberger Kirchentage von 1849 gehörte sein Herz der Inneren Mission. Von der Gründung des Königsberger Vereins an, in dem der jugendliche Kandidat seine ersten Gänge im Hilfsdienst der Liebe machte, und von denen er bei der 50 jährigen Jubelfeier den dortigen Freunden lebendig erzählte, bis zur Leitung des

Zentralausschusses für Innere Mission, der ihm als seinem Vorsitzenden wertvollste Anregungen verdankt, hat er den Beweis für das Lutherwort geführt, daß „Glaube lebendiger Wille sei“, nämlich Wille zur dienenden, helfenden und rettenden Liebe. Die mit ihm arbeiteten, können nur für ihn erbitten, daß seines Gottes Gnade dem treuen Mann den Lohn der Gnade schenken wolle.

Wo helles Licht ist, fällt tiefer Schatten; auch die sonnigste Landschaft braucht ihn. Gott gibt seinen Lieblingen verborgene Gegengewichte des Leids. Wieviel dunkler Ernst hat sich über das glückliche und gesegnete Haus gebreitet — im Heimgang der Gattin, in dem frühen Abscheiden zweier hochbegabter Söhne, die dem Großvater schon Enkel zugeführt hatten, im Heldentode des frühvollendeten Enkels. Unvergesslich steht vor mir die stille, gläubige Demut, die auch das aus Gottes Hand hinnahm und selbst im Leid noch danken konnte.

Ja, danken! Es war in seiner Frömmigkeit eine kindliche Art, und zu ihr gehörte auch sein dankbares Wesen. Ich höre es noch, wie er einst bei der Feier seiner silbernen Hochzeit im Kreise der Gäste einen Blick auf sein Leben und die Führungen des Hauses warf und im Preise der göttlichen Führungen, auf die er hinwies, mehrmals wiederholte: es kam alles, alles! Wollten wir hinaufdenken in die Ewigkeit und ihn bei dem Meister suchen, der ihm die Ruhe geboten hat, müßten wir ihn uns als Dankenden vorstellen.

Und noch einmal wollen wir uns darin von ihm belehren lassen. Wir wollen an seinem Sarge dafür danken, daß Gott ihn uns gab und ihn uns so lange bewahrt hat. Wir wollen danken, daß er in langem arbeitsreichen und gesegneten Leben ihn ausreifen ließ zu einem Baum mit schönen und reichen Früchten beladen, an denen Ungezählte sich erquicken. Wir wollen danken für allen Segen, der seinem Hause zuteil ward, für das Bild des geduldigen lieben Vaters, den die Töchter mit ihrer Liebe pflegen und umgeben durften. Und wir vertrauen, daß dieses Vaters Segen als eine Kraft auf ihnen ruhen und im Sinne des 32. Psalms:

„Ich will dich mit meinen Augen leiten, ich will dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst“ ihnen die Wege der Zukunft öffnen wird. Wir alle aber, wenn wir Abschied nehmen von dem Sarge eines, der heimgekommen ist, wollen heimgehen mit dem neuen Gelöbniß, nach dem seligen Lohn der Gnade der Gemeinschaft mit Gott zu ringen, in der er durch seines Heilands Gnade geborgen ist.

D. Adolf Deißmann

Professor an der Universität Berlin

Ansprache bei der Trauerfeier.

So hat denn, hochansehnliche Trauerversammlung, der Altmeister das Neue Testament aus der müden Hand gelegt, und wir stehen in tiefer Bewegung an seiner Bahre: die Universität Berlin, die nach Adolf Wagner und Adolf Laffon nun auch ihren Ältesten dahingehen sah und die mich beauftragt hat, dem Vollendeten den Dankeszoll ihrer Verehrung zu widmen; die Theologische Fakultät, die ihren Patriarchen nach mehr als vierzig Jahren enger Gemeinschaft verloren hat; der Schülerkreis, der, unsichtbar mit uns verbunden, in Tausenden von evangelischen Pfarrhäusern aller Länder und auf mancher akademischen Lehrkanzel mitten in den Wettern der Zeit der stillen und fruchtbaren Stunden gedenkt, die Bernhard Weiß und seine Studenten in Königsberg, Kiel und Berlin um das Buch der Bücher vereinten.

Alle hatte der Einundneunzigjährige überlebt, bis zu den jüngeren und jüngsten Sachgenossen aus dem Kreise der Neutestamentlichen Bibelforschung, die während des Weltkriegs dahingerafft wurden: seinen eigenen Sohn Johannes Weiß, der, gerade zur vollsten Auswirkung seiner bedeutenden Kraft gelangt, durch schweres Leiden in denselben Tagen der Vollendung gewürdigt ward, in denen die dritte Generation des ehrenfesten Hauses Weiß ihr vaterländisches Blutopfer brachte, — und dann Alfred Seeberg und Georg Heinrici, die zwei fachverwandten Philologen Albert Thumb und Paul Wendland, Gustav Wohlenberg und die drei Opfer des Völkertampfes selbst: Franz Dibelius, Caspar René Gregory und James Hope Moulton —, zuletzt noch den größten von allen, Julius Wellhausen, alle hatte er überdauert...

Immer, wenn man mit ihm, der noch die Tage Goethes und

Schleiermachers erlebt hatte, einen jener Mitarbeiternamen besprach, erschien er selbst, der Senior der Senioren, wie die zeitlos gewordene Verkörperung der Bibeltheologie des neunzehnten Jahrhunderts. In sich zusammengesunken, durch den Hungerkrieg geschwächt, an der schweren Not unserer Zeit schwer tragend, schien der Greis für Augenblicke bereits dem Gegenwärtigen entrückt zu sein. Aber es bedurfte nur einer ihn innerlich treffenden Frage, dann leuchtete auf dem Pergament seiner gebrechlichen irdischen Hülle die Goldschrift seiner alten seelischen Kraft, und mit sonnigem Lächeln auf den sonst wohl strengen Zügen erzählte er von seiner ostpreussischen Jugend, von den Stätten seiner ersten akademischen Liebe Königsberg und Kiel, und dann von der Werkstatt seiner Meisterjahre Berlin..., gern auch von Oberhof und dem Harz, und nicht zuletzt von den wissenschaftlichen Problemen, deren sein matt gewordenes Augenlicht und seine abnehmenden Kräfte noch Herr zu werden suchten...

Durch über siebenzig Jahre hat Bernhard Weiß als Erforscher des Neuen Testaments arbeiten dürfen, — ein seltenes Gelehrtenschicksal! — in immer gleicher Treue durch diese zwei Menschenalter hindurch dem Buchstaben und dem Geiste des heiligen Buches hingegeben, auf den deutlichen Höhepunkten seines Wirkens nicht nur, sondern auch da, wo wir absteigende Äste seines Lebens beobachten.

Als der Fünfundzwanzigjährige im Jahre 1852 sein erstes Buch veröffentlichte, trat er in eine wissenschaftliche Situation hinein, die zu den schwülsten und fruchtbarsten gehört, die die evangelische Theologie erlebt hat. Sie stand unter dem Zwang der von zwei Männern gestellten Probleme: David Friedrich Strauß und Ferdinand Christian Baur. An Schärfe der Fragestellung, an aufreizender und tiefgehender Wirkung hat Bernhard Weiß diese beiden großen Namen nicht erreicht; Wellhausen gehört in ihre Reihe. Aber seine ganze Produktion steht, besonders indirekt, unter dem stärksten Einfluß der durch sie geschaffenen Lage, wie sich namentlich in seinem großen Interesse an den damals wohl stark

überschätzten Echtheitsfragen und an der deutlich apologetischen Orientierung seines Schaffens zeigte.

In bewunderungswürdiger Selbstbeschränkung sich ganz auf das Neue Testament konzentrierend, ohne nach links und rechts auf alles das zu schauen, was wir jetzt als die „Umwelt“ des Evangeliums erforschen, hat Bernhard Weiß seinerseits nicht beansprucht, etwa wie Baur eine große und neue Gesamtbetrachtung des Urchristentums zu geben, und er hat darum niemals im Mittelpunkt einer begeistert übertreibenden oder gehässig verkleinernden internationalen Aussprache gestanden. Aufs Ganze gesehen, ist er überhaupt wohl mehr οἰκονόμος, als οἰκοδεσπότης*) gewesen, kein Bahnbrecher, aber ein Wegbereiter und Brückenbauer. Er war überall in den Studierstuben und in den Seminaren. Er ist recht eigentlich der Meister des Lehrbuchs, und hier hat er in drei großen Werken ungewöhnlichen literarischen Erfolg erzielt. Er ist der Mann der soliden Einzelergebe, die, vom Standpunkte der älteren attizistischen Philologie aus arbeitend, hauptsächlich durch tiefe Versenkung in den Zusammenhang des Schriftwortes bleibend Richtiges fand und namentlich in der Auslegung der Gleichnisse Jesu die fruchtbarsten Anregungen gegeben hat. Er ist ein Führer in sorgfältigster Quellen- und Textkritik und hat, wie auch unsere Historiker willig anerkannten, die ganze neuere Evangelienforschung hierdurch aufs nachhaltigste beeinflusst.

Als Studenten fanden wir wohl instinktiv richtig die Reihe, in der er in der Geschichte unserer Neutestamentlichen Wissenschaft dauernd stehen wird: wenn wir ihn gern zu seinen Altersgenossen und Werkstattdgenossen Bepschlag und Holzmann stellten. So stark auch die persönlichen und theologischen Unterschiede dieser Männer sind, sie bildeten für die Generation, die diese drei Lehrer in ihrer vollen Schaffenskraft kennen gelernt hat, eine zusammengehörende Gruppe, besonders in ihren einflußreichsten Schöpfungen, ihren Lehrbüchern der Neutestamentlichen Theologie. Bei Holzmann am wenigsten, bei Weiß am stärksten ist hier die

*) mehr Haushalter, als Hausherr.

Methode herausgearbeitet, die man treffend die Methode der Lehrbegriffe genannt hat. Auch wenn es sich herausstellen sollte, daß die Gesamtauffassung des Urchristentums, die Bernhard Weiß, an dem Netzwerk der Vermessung der alten heiligen Fresken des Neuen Testaments mit unsäglichlicher Treue arbeitend, vertreten hat, zu abstrakt lehrhaft, zu theologisierend gewesen ist, wird die sorgfältige Gründlichkeit seiner Einzelbeobachtung uns dauernd unentbehrlich sein.

Mit den genannten Theologen verband Bernhard Weiß noch besonders eines: das tiefe kirchliche Interesse, von dem seine gesamte Arbeit getragen war, mehr, als bei den meisten von uns, die wir doch auch kirchlich sind und sein wollen. Ich glaube, man wird diesen Zug sehr stark betonen müssen, wenn man die Gesamtpersönlichkeit des Vollendeten ganz verstehen will. Er war kirchlicher Theologe aus Überzeugung. Er war es seiner Herkunft nach und seiner Haltung nach, und seine literarische Produktion ist ja auch aufs stärkste von kirchlichem Ethos beherrscht: sein deutsches Neues Testament, seine Andachtsbücher, seine letzten Schriften über Jesus und Paulus, dazu seine Tätigkeit in der Inneren Mission — das alles sind eigenartige und zum Teil sehr kraftvolle Betätigungen seines kirchlichen Interesses. Das spezifisch Norddeutsche, das preußisch Ordentliche und Straffe seines Wesens tritt dabei mit besonderer Klarheit hervor, wenn man seinen bei aller wissenschaftlichen Unabhängigkeit im Grunde konservativen Charakterkopf mit der leichten Anmut des mitteldeutschen Verständigungstheologen Bepfschlag vergleicht und mit der drängenden Beweglichkeit des süddeutschen Liberalen Holzmann.

Als akademischer Lehrer hat Bernhard Weiß in seiner besten Berliner Zeit vor dichtgedrängten Hörermassen eine große Wirkung ausgeübt. Er war nicht hinreißend, nicht prophetisch anpackend und aufwühlend, aber er förderte, er vertiefte, und selbst die nüchterne, oft fast eigenwillige Spitzigkeit seiner Fragestellung in Seminar und Prüfung ist, wie eine darin sich abspiegelnde

gewisse Härte seines Wesens überhaupt, wohl manchem Studenten besonders heilsam gewesen. Sein persönlicher Einfluß war nicht Einschaltung eines starken Kräftestroms, der im Augenblick seiner Befreiung seelische Wunder vollbringt, sondern beruhte auf Sonderwirkung, die in unendlich vielen kleinen Einzelauslösungen anregte und bereicherte.

Soll ich das Wesen des Neutestamentlichen Forschers Bernhard Weiß in ein einziges Wort fassen? Es ist mir ein eigenartiges Zusammentreffen geworden, daß ich am letzten Montag, in derselben Stunde, als seine Seele sich losrang von seinem sterblichen Leibe, den Studenten von seinem Lehrstuhle aus das Wort Jesu Matthäus am Dreizehnten erklärte: von dem Schriftgelehrten, zum Himmelreich gelehrt, der einem Hausvater gleicht, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.

In jener Stunde hatte ich bekennen müssen, daß ich das Wort nicht völlig zu erklären imstande sei. Nun, es ist mir verständlicher geworden, als ich am nächsten Tage hier in diesem Raume an des Altmeisters offener Bahre stand und sein verehrungswürdiges, vom Morgenlicht der Ewigkeit umspieltes greises Haupt zum letzten Male schaute: ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt!

Und nun wollen wir Abschied nehmen. In der großen Zahl derer, die tiefen Dankes voll dem Verewigten nachblicken in die Erklärung, steht in vorderster Linie seine Berliner Fakultät. In ihrem Namen habe ich ehrfürchtigen Herzens seinen Sarg mit einem immergrünen Kranze geschmückt. Der Geist aber spricht, über dieser Bahre und zu uns allen (und ich sage das Wort in der Sprache, die Bernhard Weiß als Schriftgelehrter so innig geliebt hat): *Ἦναι πιστὸς ἄχρι θανάτου, καὶ δώσω σοὶ τὸν στέφανον τῆς ζωῆς.* „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

D. Albert Spiecker

Präsident des Zentral-Ausschusses für Innere Mission

Ansprache bei der Trauerfeier.

Nicht ohne innere Bewegung und mit einem gewissen Zaudern und Zagen trete ich an diese Stelle, an die Bahre eines Mannes, dessen hohe Bedeutung für Kirche und Wissenschaft uns soeben in beredten Worten vor Augen geführt worden ist; eines Mannes auch, auf den das Wort Anwendung finden kann:

„Der war auch mit dem Jesu von Nazareth!“

Und doch kann und darf ich nicht schweigen; denn der teure Dahingeschiedene war es doch selbst, der mich auf den verantwortungsvollen Posten eines Präsidenten des Zentral-Ausschusses der Inneren Mission berufen und dadurch meinem Leben eine Bereicherung geschenkt hat, wie ich es damals nicht ahnte. Deshalb ist es mir jetzt nicht nur eine Ehre und Freude, sondern auch eine liebe Pflicht, ihm einige herzliche Worte des Dankes über das Grab hinaus nachzurufen.

Was ihn vor uns allen auszeichnete, war, daß er noch eine lebendige Brücke bildete zwischen dem heute in der Arbeit stehenden Geschlecht und dem Herold und Bahnbrecher der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern. — Wie konnte sein Auge leuchten, wenn er uns von den Stunden und Tagen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erzählte, da Wichern ihn, den jungen Studenten und angehenden Dozenten, zuerst in Königsberg und dann in Kiel aufsuchte, um sein Interesse für die Innere Mission zu voller Begeisterung zu entflammen. Und diese Begeisterung, im Laufe vieler Jahrzehnte abgeklärt und geläutert zu treuer, hingebender Liebe, hat ihn bis in sein hohes Alter belebt und uns allen als leuchtendes Beispiel vor Augen gestanden.

Als Johann Hinrich Wichern, Nachfolger des ersten Präsidenten

von Bethmann-Hollweg, bei seinem Tode 1881 das Präsidium im Zentral-Ausschuß verwaist zurückließ, mochte es wohl schwer fallen, ihm, der die Leitung in seiner genialen Weise geführt hatte, einen Nachfolger zu finden, obgleich der Zentral-Ausschuß damals eine Anzahl hervorragender Männer zu seinen Mitgliedern zählte. Da war es Bernhard Weiß, der nach einem unvermeidlichen Interregnum in die Bresche sprang, die Führung des Zentral-Ausschusses übernahm und in einem nahezu zwei Jahrzehnte langen Präsidium in klare und zielbewusste Bahnen leitete. Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Wirksamkeit im Zentral-Ausschuß lange über die Dauer seines Präsidiums hinaus bis in die Gegenwart segensreiche Spuren zurückließ.

Es ist bezeichnend für seine Eigenart, daß, als er kurz vor Erreichung des kanonischen Alters die Würde und Bürde des Präsidiums auf jüngere Schultern zu übertragen für gut hielt, er es nicht darauf ankommen ließ, daß man ihn, wie es sonst in ähnlichen Fällen üblich ist, durch die Wahl zum Ehrenpräsidenten in eine isolierende Höhe hinaufschraubte, daß er vielmehr darauf bestand, in die Stellung eines Vizepräsidenten zurückzutreten, um im Falle der Not doch wieder eingreifen zu können. Als er dann nach dem Tode des Präsidenten Gaebel mich für den Posten eines Präsidenten zu gewinnen suchte, wußte er meine schwerwiegenden Bedenken in einer so treuen, väterlichen Weise dadurch zu bekämpfen, daß er mir seinen Rat und Unterstützung in allen etwa auftretenden schwierigen Fragen und in einer gemeinsamen Besprechung der Tagesordnung vor jeder Sitzung anbot, daß ich die Zuversicht gewann, das schwere Amt unter solcher Hilfe übernehmen zu können. Wie oft habe ich dann Gelegenheit gehabt, in der bekannten Sofaecke in seinem Arbeitszimmer dort drüben stille Stunden segensreicher Gemeinschaft mit ihm zu pflegen. Und dafür bin ich ihm von Herzen Dank schuldig. Und wie mir, so ging es allen Freunden der Inneren Mission, welche den hohen Vorzug hatten, in stiller Zwiesprache mit ihm die Aufgaben und Arbeiten der Inneren Mission zu besprechen. Deswegen bewahren

wir alle ihm ein dauernd dankbares Andenken und deswegen bleibt der Name „Bernhard Weiß“ mit strahlenden Lettern in die Annalen der Inneren Mission eingetragen.

Von ihm aber hoffen, wünschen und glauben wir, daß auch ihm das Wort unseres Heilandes Jesus Christus gilt:

„Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.“

Dr. Julius Kurth

Bernhard Weiß, ein Lebensbild.

Zwei Theologengeschlechtern war er als „der Alte“ bekannt, und er nannte sich gern selbst so. Schon vor einem Menschenalter war sein Scheitel mit Silberreif bedeckt, und seine Abendjahre in völliger Geistesfrische schienen wie ein Wunder. Ein Wunder schien es, daß selbst der Neunziger nicht rasten konnte; der mächtige Trieb seines Lebens, den vielen fruchtbaren Gedanken, die ihm sein innerer Reichtum schenkte, auch sichtbare Gestalt zu geben, erlosch erst, als der Lebensfunke selbst erlosch. Immer gebeugter wurde die Haltung des Leibes, der sich gern stützte, immer kleiner wurde die mittelgroße Erscheinung, immer verwitterter sahen die scharf geprägten Züge des Antlitzes aus. Seine Fläche war zum Palimpsest geworden; manche ihrer Schriftzeichen hatte das Erleben mit dünner Schicht bedeckt, manche neue darauf geschrieben, aber die Urschrift schimmerte oft hindurch, und die Augen gewannen an Glanz, wenn sie in vergangene Zeiten zurückblickten. Eine ganze versunkene Epoche stellte er dar, ein lebendiger Zeuge längst verklungener Tage. Und immer wieder griffen die welken braunen Hände zum Schreibgerät, und wenn nach mancherlei Abspannung die Handschrift unregelmäßiger und unleslicher geworden war: eine kurze Erholung genügte, um ihr wieder die klaren und schönen Züge zu geben, die er vor dreißig Jahren meisterte. Der Sturm des Lebens hatte diesen Baum voll Mark und Kraft wohl knorriger und gekrümmter gemacht und ihm manchen Zweig abgerissen, aber seine Wurzeln schienen aus Eisen zu sein. Man mußte sich immer wieder sagen: Dieser Mann war ein Knabe von fünf Jahren, als Goethe starb, er wuchs noch mitten im Geschlecht der Freiheitskämpfer von 1813 auf, um die Entfernung des eigenen Lebens voll Ehrfurcht zu bemessen.

Und doch war ihm die Mitwelt nicht fremd geworden. Er liebte die Jugend und lebte gern mit ihr, gleich als gebe sie ihm Ströme der Kraft. Sein eigenes Leben aber sah er von der Höhe eines Bergfriedes an, wie der Türmer Lynkeus, und oft hat er bekannt, wie dankbar er sei, oft mit großer Freude von Höhen und Tiefen erzählt.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Der Weitblick aber schwächte nicht seinen Scharfblick. Sein eigenes Erleben nahm er unter die kritische Lupe, er teilte es nach der Sekunde ein, er gab sich fortwährend Rechenschaft von seinem Soll und Haben, und eine seiner schönsten Hinterlassenschaften sind seine aus jahrzehntelang geführten Tagebüchern geschöpften Lebenserinnerungen, seine „Selbstbiographie“, deren Daten diesem Bilde zugrunde gelegt sind. Ein ganz eigenartiger Hauch weht aus diesen Zeilen, wie Lavendelduft aus messingbeschlagenen Laden der Biedermeierzeit, und je mehr der große Meister den Staub der Vergangenheit wegsetzt, desto lichter bligt es darin auf von Goldglanz und Sonnenträumen. Wir lesen mit wachsendem Staunen, wie viel der Alte der Tage dem Alten unserer Tage geschenkt hat!

Es war vieles staunenswert an ihm, am meisten vielleicht seine außergewöhnliche Arbeitskraft und Tätigkeit, hinter der ein von großer Schaffenslust genährter Fleiß und eine aus strengem Pflichtbewußtsein geborene straffe Zeiteinteilung standen, Eigenschaften, die man besonders dem Preußen nachsagt. Als solchen hat ihn Schlatter als Sprecher der theologischen Fakultät von Berlin auf dem Festkommers anlässlich seines siebenzigsten Geburtstags gefeiert, und der Leitgedanke dieser Rede war in mancher Beziehung gut. Weiß war Preuße von echtem Schrot und Korn, geborener Ostpreuße; er liebte seine Scholle über alles und war stolz auf sie, hat auch sein ganzes Leben lang die Klangfärbung

und die bildstarken Ausdrücke seiner Heimatsmundart nie verleugnet.

Bereits seine Vorfahren hatten in Ostpreußen ihre Wohnstätte gefunden. Nach einer freudlosen Jugend bezog sein Großvater Johann Gottlieb Weiß, durch den Weltruf Kants gelockt, die Königsberger Universität. Er war 1762 geboren, sein Vater, ein schlesischer Organist, verstarb schon früh, und das Erziehungsmittel seines herben Oheims „bestand in Ohrfeigen“. Harte Arbeitsjahre folgten, seine erste Pfarrstelle in Tharau wurde kein Idyll, auch seine zehn Jahre jüngere Gattin, der er früher Musikstunden erteilt, vermochte ihm keine Lebensheiterkeit zu bringen. Hatte sie doch selbst düstere Kinderjahre verlebt. Nach mancherlei Darben und Arbeitslast erlangte er 1797 die Diakonatsstelle an der Altstadt zu Königsberg. Dort wurde ein Jahr später als sein dritter Sohn Georg Bernhard, der Vater Bernhards, geboren.

Der Großvater war reich und vielseitig begabt. Einige seiner Unterrichtsbücher lenkten die Aufmerksamkeit der Behörde auf ihn, und bereits 1804 erhielt er die erste Pfarrstelle und die damit verbundene Superintendentur. Jetzt gestaltete sich sein Leben sorgenfreier, der Arbeitsharte fand Stunden der Erholung in seinem hübschen Garten und manche Freude in seinem neuen Predigtamte, das er, ein echtes Kind seiner Zeit, im Geiste eines durchaus ehrlichen Rationalismus verwaltete. Aber die Herbheit seines Wesens blieb dieselbe, und Georg Bernhard erinnerte sich nicht, jemals von ihm geküßt worden zu sein.

Ein Kind trägt seinen eigenen Himmel in sich. Wo ihm eine Freudenquelle versiegt, da entdeckt es rasch eine neue; so fanden die Weißschen Söhne in dem sonnigen Gartenleben manchen Ersatz für die mangelnde Zärtlichkeit der Eltern. Ja, diese Kindertage erhielten noch eine besondere Weihe: gegenüber dem geliebten „Hufengarten“ lag die Villa, in der nach der Einnahme Berlins durch die Franzosen die Königin Luise mit den beiden ältesten Prinzen den Sommer verlebte. Mit diesen haben die Weißschen Jungen oft gespielt und sich getummelt, und noch 1846

hat sich König Friedrich Wilhelm IV. gern seines Spielkameraden „im grünen Jäckchen“ aus dem „treppenreichen Garten“ erinnert. Im Jahre 1798 wurde als viertes Kind des Pfarrerpaares Ernestine geboren, die später für Bernhard Weiß eine zweite Mutter wurde.

Der Superintendent fand für sein eifriges Schaffen manche freundliche Anerkennung. Seine Schüler und Untergebenen blickten zu ihm mit aufrichtiger Ehrerbietung empor. Das Konsistorialratsamt lehnte er wegen Arbeitsüberbürdung ab; wertvoller war es ihm, als er auf Grund eines vortrefflichen Religionsbüchleins im 300. Jubeljahre der Reformation zum Ehrendoktor der Universität Königsberg ernannt wurde. Schon zwei Jahre später, am 13. Juli 1819, ist er heimgegangen.

Sein Tod war für Georg Bernhard ein Schlag, dessen Wucht er lange nicht verwinden konnte. Mit heller Begeisterung hatte der Siebzehnjährige die Universität seiner Vaterstadt bezogen, die ihm wie eine mit köstlichen Speisen aller Art besetzte Tafel vorgekommen sein mag. Die magerste Kost bot ihm sicherlich die Theologie mit ihrem seichten Aufklärerlicht. Er studierte sie schlecht und recht. Dem starken Drange nach Verinnerlichung gab sie nichts, den sollten andre Kräfte stillen. Größer waren schon die Herrlichkeiten, die ihm die Welt der Sterne erschloß, das Beste aber spendete ihm die klassische Philologie. In ihrem Dunstkreis träumte er seinen Zukunftsraum, ihr wollte er als Lehrer an der Hochschule dienen. Daneben reizte den Vielseitigen noch mancherlei: die Liebhaberei seines Hauses führte ihn in Musikstunden, die Jugendkraft auf den Fechtboden, und dieselben Finger, die die Parierstange des Rapierees umspannten, lenkten sogar den Malerpinsel. Von Erholung war freilich nicht die Rede. Die strenge Pädagogik seines Vaters verlangte, daß er sich die Geldmittel für Studien und Kleidung selbst verdiente, und er verschaffte sie sich durch Unterrichtsstunden an derselben höheren Töchterschule, die sein Vater leitete. Dieser erlebte es noch, daß der Sohn seine erste theologische Prüfung bestand. Und dann kam

der schwarze Tag, an dem sich die Vateraugen schlossen und der das Zukunftsgebäude Georg Bernhards in Trümmer schlug. Jetzt galt es vor allem, für Mutter und Schwester zu sorgen. Er wurde Lehrer an derselben Töchterchule und vollendete seine Studien so weit, daß er 1821 zum philosophischen Doktor promoviert wurde.

Es waren Jahre schwerer innerer Kämpfe. Dem Gottsucher hatte die doktrinäre Art der offiziellen Gottesgelahrtheit nicht genügen können. Die Orthodorie ging an morschen Krücken, der Pietismus litt an verhimmelter Süßlichkeit, der junge Gelehrte sehnte sich, gesündere Luft zu atmen. Es war eine besonders freundliche Fügung, daß er damals zwei Männer gewann, die ihm den rechten Weg wiesen. Der eine war der schon seinem Elternhaus befreundete Prediger Ebel, den er bisher nur als glänzenden Kanzelredner verehrt, jetzt aber als tiefgründigen Seelsorger und echt christliche Persönlichkeit lieben lernte. Ebel wurde übrigens später wegen angeblicher „Sektenstiftung“ seines Amtes entsetzt. Der andere war der Intendantursekretär Diestel, der bald sein Schwager werden sollte, ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit und glühender Liebe für das Reich Gottes. Beide erschlossen dem Suchenden neue und wertvolle Gedankenkreise. Er begründete mit Ebel zusammen den ersten preussischen Missionsverein, dessen Sekretär er bis zu seinem Tode blieb, und gab seit 1830 das vielgelesene Königsberger Missionsblatt heraus.

Bedeutungsvoll wurde für ihn das Jahr 1824. In ihm bestand er seine zweite theologische Prüfung, in ihm lernte er auf einer Reise zu seinem Bruder Albert, der Pfarrer in Friedland war, im Hause der Frau Saro deren Stieftochter Friederike Fischer kennen und verlobte sich mit ihr, in ihm führte er auch die Ausserkorene heim. Das Haus am Steindamm, in dem das junge Paar mit Diestels zusammen gewohnt und in dem ihm ein Töchterchen Johanna geschenkt wurde, ward mit einer Wohnung in der Münzstraße, nahe beim Schloß, vertauscht, als Weiß 1827 zum Divisionsprediger ernannt wurde. Am Mittwoch

den 20. Juni wurde Karl Philipp Bernhard Weiß geboren. Seine junge Mutter aber kränkelte fast von Anbeginn ihrer Ehe und erlag bereits 1829 einem Herzleiden. So war der Kleine schon eine Halbwaise, ehe er zum Bewußtsein kam. Auch er selbst war ein schwächliches Kind, so daß sein Vater glaubte, der Lebensfunke werde bald erlöschen. Mit schalkhaftem Lächeln erzählte der Achtziger gern, wie damals von ihm in sicherer Erwartung seines baldigen Todes ein Bildnis gemalt worden sei, das ihn als Engelschen darstellte. Das Gemälde von der Hand der Frau Professor Olshausen ist noch vorhanden.

Der Tod der Gattin war für den Vater, der erst im einunddreißigsten Lebensjahre stand, eine schwere Prüfung. Allerdings wurde ihm die nächstliegende Sorge der Erziehung seiner beiden Kinder von seiner Schwester abgenommen: die Familie Diestel zog in sein Haus, das nun bald von Kinderlärm erscholl, denn die neuen Hausgenossen rühmten sich des Besitzes von fünf Sprößlingen, und jahrelang waren beide Familien zu einer einzigen verschmolzen. Im Jahre 1831 erhielt Weiß die Pfarrstelle in Tragheim, einer Vorstadtstraße Königsbergs, und das Pfarrhaus mit seinem Garten und seinen Spielplätzen gab der Kinderschar reiche Gelegenheit, sich zu tummeln. Einen unheilbaren Riß erhielt das Zusammenleben durch Diestels Tod, der im selben Jahre der Cholera erlag, und dieser dritte Schlag seines Lebens vertilgte in dem Freunde wohl die letzte Spur seines ursprünglichen Sonnenscheines. Das vereinsamte Geschwisterpaar hatte allen Grund zu herbem Ernst, und die Kinder haben von elterlicher Zärtlichkeit nicht allzuviel gespürt. Diese Wolken an seinem Jugendhimmel warfen ihre Schatten auf Bernhard Weiß' ganzes Leben: in seinem Herzen war ein stetes Liebebedürfnis zurückgeblieben, und er fühlte sich nur restlos glücklich, wenn es befriedigt wurde.

Es ist ein besonderer Genuß, den Alten in seinen „Lebenserinnerungen“ von seiner Kindheit plaudern zu hören. Sie war ihm ein Heiligtum, ein kostbarer Schatz, aus dem er gern ausgab, und wer ihm lauschen durfte, wenn er davon erzählte, der mußte

ihn lieb gewinnen. In seinem prachtvollen Gedächtnis hatte sich kein Zug verwischt, vom Freundeskreis der Spielkameraden an, in dem besonders Adolf und Fritz Oldenberg hervortraten, bis zu den einzelnen Schwärmereien für die lebenswürdigen Schwestern der Gefährten, vom kindlichsten Spielgerät bis zu den Tanzstunden und den mimischen „Zauberfesten“, ja dem Turnunterricht trotz der Unbeliebtheit Vater Jahns, von den ersten schüchternen Besteigungen des Pegasus bis zur Vollendung eines Dramas über die Albigenfer. Er ahnte damals noch nicht, daß er sich einst in das größte Erdendrama vertiefen sollte, das seinen Abschluß auf Golgatha fand. Literarisch war er tätig, solange er überhaupt schreiben konnte. In seinen Tagebüchern analysierte er die Schillerschen Dramen, mit seinem Freund und Vetter Diestel druckte er sogar auf einer kleinen Handpresse verschiedene Büchlein, bis der Primaner eine schöngeistige Zeitschrift mit dem stolzen Titel „Der Phönix“ gründete — freilich nur im Manuskript. Seit 1834 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt. Er war bis zur Sekunda ein mittelmäßiger Schüler; dann spornte ihn der Ehrgeiz, und er durfte sich nach glänzendem Abiturientenexamen Michaelis 1844 mit Stolz das Silberbildnis des Herzogs Albrecht, den „Albertus“, an die Mütze heften. Aber eine leise Tragik klingt doch aus den Blättern heraus, das Ringen des unverdorbenen Knabenherzens, dem so viele Zärtlichkeit im Elternhause versagt wurde, nach teilnehmender Liebe. Dazu kamen seine religiösen Kämpfe, die er in ergreifender Offenheit seinem Tagebuche anvertraute. Sein Vater war tieferster Christ, der seinen Glauben zu betätigen suchte, wo er immer konnte. Seine Predigten waren, obgleich sie schlicht klangen, stets gut besucht, er war der erste, der in Königsberg Bibelstunden, Passionsandachten, Versammlungen der Konfirmierten, eine Kleinkinderschule einführte, damals keineswegs selbstverständliche, sondern vielumstrittene Gegenstände. Geistvolle und bedeutende Persönlichkeiten verkehrten im Pfarrhaus. Professor Olshausen brachte Gemeinschaftsideen ein, am unvergeßlichsten aber war dem Knaben ein Besuch des

aufsteigenden Gestirnes Theodosius Harnack, des Vaters von Adolf Harnack. So fehlte es nicht an religiöser Anregung und Befruchtung der verschiedensten Art, und in seinen damaligen Aufzeichnungen wechseln quälende Selbstvorwürfe und glühende Gebete, bis ihm die Konfirmandenstunden des Vaters eine innere Ruhe und Festigkeit gaben, die ihn sein ganzes Leben nicht verlassen hat.

Der Goldglanz der Kindheit verblaßte, schon winkte ihm die Universität mit Goethes Forderung:

Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Im Oktober 1844 wurde er durch den Rektor Burdach immatrikuliert und der theologischen Fakultät eingeschrieben. Von den Namen seiner Lehrer, wie Rosenkranz, Nesselmann, Haevernick, Gebser, Lehnert, Siefert, Hahn, Dietlein, sind die meisten verschollen, nur einige in Fachkreisen bekannt. Nachhaltigen Einfluß auf Bernhards Leben hatte nur Dörner, der auch in seinem Vaterhause verkehrte. Von ihm rühmt der Achtziger: „Er hat mich erst zum Theologen gemacht.“ Unter seinen Auspizien entstand auch die erste wissenschaftliche Arbeit, die er selbst ernst nahm. Er hatte bei Nesselmann eifrig das Hebräische und Syrische betrieben. Das wurde ihm nun bei der Untersuchung dreier neu entdeckter syrischer Briefe des Ignatius, die er mit Albrecht Ritschl als die ursprünglichen zu erweisen bestrebt war, von großem Nutzen. Die Arbeit war in lateinischer Sprache verfaßt und bestand aus 120 eng geschriebenen Druckseiten. Wer Weiß' schöne, aber auch kleine Handschrift kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. Die eleganten Züge hat er übrigens von seinem Vater geerbt. Das Resultat dieses ersten Werkes aber, mit dem er sich die Sporen verdiente, hat er trotz neuerer Kunde bis zu seinem Lebensende festgehalten.

Aber nicht nur die ernste Wissenschaft, auch das flotte Studentenleben forderte seine Rechte. Weiß war einer der Neugründer der

früheren Burschenschaft Hochheimia. In feierlichem Schwarz-Rot prangte er als Chargierter beim „Geltgarbenfest“, und wenn auch die kaum geborene Verbindung schon am Schlusse seiner Königsberger Studienzeit wieder zu Grabe getragen wurde, sie hat doch ihm und seinen Verbindungsbrüdern mächtige Freuden geschenkt. Freilich war man trotz des Rufes der Ostpreußen, daß sie im Sommer Grog und im Winter viel Grog trinken, recht mäßig. Nur ausnahmsweise ward die würdige Mutter Hecht in der Weißgerbergasse noch nach Mitternacht aus ihrer Matragengruft herausgetrommelt, um als Gegengewicht gegen die Gaben des Vater Bromius eine köstliche Flecksuppe zu kochen. Jedenfalls kamen die schöngeistigen Genüsse nicht zu kurz. Die „Zauberfeste“ wurden weiter gefeiert, eine neue „Zeitschrift“ begründet, an der sich sogar weibliche Mitarbeiter beteiligten, ja, Weiß half einem Lustspiele zum Eintritt in das Leben, das eine verunglückte Don-Carlos-Aufführung zum Gegenstande hatte. Dabei besuchte er das Theater, — er sah sogar Döring —, übte sich im ritterlichen Schachspiel und sprengte gar oftmals hoch zu Ross in die wonnigen Frühlingsauen im Mondenglanz.

Die Göttertage verrauschten; es liegt doch etwas Grausames darin! Als ihn die Wahl des Lebensberufes aus Königsberg forttrieb, versank ihm eine ganze Epoche. Er schreibt selbst: „Es war doch ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.“

Halle und Berlin sollten seine Studien vollenden. In der Saalestadt fesselten ihn am meisten der berühmte Tholuck, noch mehr durch seine herzanpaßenden Predigten, als durch seine Vorlesungen, und Julius Müller, der einer Lieblingslehre wegen der „Sündenmüller“ genannt wurde, während sich seine sieben Töchter das geistvolle Prädikat der „sieben Todsünden“ gefallen lassen mußten. Eine sechswochentliche Reise nach dem Rhein und Süddeutschland unterbrach die Arbeit. Der Sparsame hat auf ihr nur 170 Mark verbraucht! Dann zog er nach Berlin, wo ihn Neander und Nitzsch ebenso mächtig anzogen, wie ihn Hengstenberg, Twesten und Strauß abstießen. Sein an-

fängliches Heimweh hatte allmählich nachgelassen, er fand wieder Freude an schöngeistigen Arbeiten und hatte sogar das Glück, die weltberühmte Jenny Lind im „Freischütz“ zu hören.

Mit schrillum Miffton schloß die Studienzeit. Der Feuerhimmel von 1848 lohnte auf, und der junge Studiosus mußte in der berühmten Nacht des 18. März wegen Brandgefahr im Freien kampieren, er hörte den Donner der Geschütze, er sah den Leichenzug der Revolutionsopfer, er wurde von Büchsels mächtiger Predigt über den Text: „Jesus sah die Stadt an und weinte über sie“ tief erschüttert. Der Rest des Semesters war gestört, Weiß begab sich auf die Heimreise. Sein Zweifel, ob er sich für die wissenschaftliche oder praktische Seite der Theologie entscheiden sollte, schien endgültig gelöst: das Pfarramt war sein Ideal geworden.

In Königsberg, wo er mit Gustav Diestel und Fritz Oldenberg, der später Wicherns rechte Hand werden sollte, ein Freundes-Kleeblatt bildete, bestand er das erste theologische Examen mit „recht gut“. In dieser Zeit war Johann Hinrich Wicherns berühmter Aufruf für das Banner der Inneren Mission erschienen und fand in zahlreichen Gemütern mächtigen Zündstoff. Er wurde für Weiß' Leben von höchster Bedeutung, ja, er hätte ihm fast die einzige Richtschnur gegeben. Mit heller Begeisterung stürzte sich der Einundzwanzigjährige in den neuen Strom. Er gründete einen Lehrlingsverein, den er jahrelang geleitet hat, er machte Armenbesuche, er hielt Abendandachten vor den Verworfensten aus der berühmten „Schwarzen Gasse“. Aber auch die gleichzeitigen politischen Wirren rissen ihn in ihren Strudel. Körperlich betätigte er seine Zugehörigkeit zur Sache der Ordnung durch seinen Beitritt zur Bürgerwehr, geistig brach er manche Lanze als Korrespondent der Berliner Zeitschrift „Deutsche Reform“. Mitten in der Hochflut des Kampfes um die Schlagwörter „Reaktion“ oder „Konstitution“ bestand er seine zweite Prüfung mit demselben glänzenden Prädikat wie die erste. Noch drei Jahre fehlten ihm zum kanonischen Alter, und auch dann hätte er noch

jahrelang auf eine Anstellung warten müssen. So übte sich der junge Predigtamtskandidat zunächst im Predigen. Allein hier schien seine glänzende und vielseitige Begabung zu versagen. Er war niemals in seinem ganzen Leben Herr der freien Rede. Selbst einfache Trinksprüche arbeitete er wörtlich aus, und das Memorieren war ihm eine Qual. Wer die Handschriften seiner damaligen Predigten betrachtet, — ich selbst besitze einige, — staunt über den großartigen Fleiß der Ausarbeitungen, sieht aber auch die schwere Mühe, die sie ihm machten. Zunächst wurde das Konzept gewissenhaft umgearbeitet, dann eine Reinschrift angefertigt, dann noch ein Auszug in so zierlicher Diamantschrift, daß man bei der Entzifferung fast Augenschmerzen bekommt. Und dieser Bienenfleiß brachte nicht einmal die gehoffte Belohnung. Der Vater tadelte oftmals scharf, so daß der junge Kanzelredner wohl niemals zu einer inneren Befriedigung kam. Die Gründung des Stadtvereins für Innere Mission im Jahre 1850, der den Mittelpunkt der Parochial- und Einzelvereine bilden sollte, gab den Umschwung: seine ganze Seele drängte, dem Heros des neuen Werkes Aug' in Auge zu schauen, ihn im „Rauhen Hause“ bei Hamburg wirken zu sehen und seiner Sache die volle Jugendkraft dienstbar zu machen. Da entschloß er sich zu einer Reise nach dem Ziele seiner Sehnsucht, die ein volles Vierteljahr dauern sollte.

Die anderthalb Wochen, die er bei Wichern, dem „Manne mit dem weißen Haar und den flammenden Augen“, verlebte, wurden ihm zu köstlichen Weibetagen. Auch Amalie Sieveking suchte er auf und Gledner in Kaiserswerth, und all das große Erlebte schien seinen Entschluß nur zu festigen. Aber es brodelte und gärte noch stark in dem unfertigen Herzen. Eine feine Stimme, die ihm ganz andere Paradiese sang, suchte er, teilweise unbewußt, zu über-
täuben. Als er kurz darauf in Bonn vor seinem geliebten Dörner stand und dessen schwere Enttäuschung sah, daß er der Wissenschaft so ganz den Rücken lehren wollte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Die feine Stimme war die rechte gewesen: Bernhard Weiß erkannte zum ersten Male mit voller Klar-

heit seinen Lebensberuf. Es mag ihm wie weiland Saul zumute gewesen sein, der seines Vaters Esel suchte und ein Königreich fand. Die Herrlichkeiten einer anschließenden Reise in die Schweiz, die monumentale Silberpracht der Bergriesen mochte ihm noch mehr innere Festigung seines Entschlusses gegeben und den Stürmer beruhigt haben, jedenfalls blieb sein Plan unerschüttert, selbst als er auf dem Stuttgarter Kirchentag den hochverehrten Wichern widersah.

Sein Vater, der Konsistorialrat geworden war, billigte die Zukunftsgedanken des Heimgekehrten. Immer noch unermüdlich die begonnenen Werke der Inneren Mission weiterbetreibend, schrieb er seine Lizentiatenarbeit über die Eigenart der Lehrbegriffe des Petrus gegenüber denen des Paulus, bestand seine Prüfung „cum laude“, wurde auf dieselbe Arbeit hin in Jena in absentia zum Doktor der Philosophie promoviert und nach dieser für die Lizentiatenpromotion notwendigen Formalität wirklicher Lizentiat. Am 25. Oktober 1852 hielt er, erst im Anfang des 26. Lebensjahres stehend, seine erste Vorlesung, und zwar über die synoptischen Evangelien. Es war für ihn ein niederschmetternder Schlag, daß nur zwei Zuhörer erschienen waren. Eine ganze Kette der Enttäuschungen sollte dieser ersten folgen. Hatte sich doch in sein Kolleg über den Römerbrief nur ein Zuhörer verirrt! Dazu kam Ärger mit den Schülern des Gymnasiums, in dem er den Religionsunterricht erteilte. Aber die Fähigkeit des Ostpreußen siegte: drei Jahre später war der Hörerkreis des jungen Privatdozenten bereits auf dreißig gewachsen. Es ist sehr bemerkenswert für die Lebendigkeit seines Geistes, daß er, obschon öfter durch nervöse Aufregungen vom kalten Fieber geschüttelt, dennoch Muße fand, mit seinem Freund und Schulkollegen Georg Voigt die eingehendsten Shakespearestudien zu machen, ja, die „Jahreszeiten“ von Thomsen in gebundener Rede zu übersetzen, die das Dioskurenpaar sogar im Selbstverlage erscheinen ließ! Zur selben Zeit stieg Weiß' Erstlingswerk, seine Lizentiatenarbeit, aus der Druckerpresse und erregte die Gemüter der Theologen aufs heftigste.

Dorner und andre stimmten ihm begeistert zu, aber selbst der Altmeister Baur hielt sie für wichtig genug, eine lange Entgegnung zu veröffentlichen, und Hengstenberg äußerte ebenso vernichtend wie unprophetisch: „Der Mann hat keine Zukunft!“ Er war kein Herzenskündiger: der junge Neophyt erwies sich stärker als die stigmatisierten Mystagogen!

Im Jahre 1856 fand er das Glück seines Lebens. Er verkehrte freundschaftlich im Hause des Majors von Scheffer, dessen Gattin die Tochter des Berliner Generalmajors von Woyna war. Dieser hatte eine Tochter aus zweiter Ehe, Hermine, von deren Anmut die Königsberger Verwandten nicht genug rühmen konnten. Weiß lernte sie flüchtig in Berlin kennen, wo er für seine Erstlingsarbeit einen Verleger gesucht und gefunden hatte. Dann sah er sie erst in Graudenz wieder, wohin Scheffer inzwischen versetzt war und die Berliner zu Besuch weilten. Hier lernte er das reizende junge Mädchen, das musikalisch hochbegabt war, erst richtig kennen und lieben. Sie hat sich wirklich in sein Herz gesungen! Das Kapitel seiner „Lebenserinnerungen“, das die Verlobung behandelt, ist eins der lieblichsten des ganzen Werkes, es mutet wie eine Studie der Marie von Nathusius an. Nur wenig Tage dauerte das Glück des Beisammenseins der Verlobten. Weiß mußte nach seiner Vaterstadt heimkehren, und seine Hermine fuhr auf Umwegen nach Berlin zurück, um dort von ihrem Beichtvater Büchsel, dem sie ihre Verlobung mit einem Privatdozenten mitteilte, das mehr originelle, als ermutigende Wort zu hören: „Na, weniger kann einer auch kaum sein!“ Daß der Bräutigam trotz der dräuenden Eisschollen der Weichsel zum Christfest ins Haus der Braut eilte, war selbstverständlich. Höchst drollig mag der aufrichtige Glückwunsch seines Vaters geklungen haben, der die Braut doch etwas alt fand . . . er hatte sie mit der Schwiegermutter seines Sohnes verwechselt!

Mit Absicht habe ich Bernhard Weiß' Jugendgeschichte weiter ausgesponnen, als ich das der Enge des Raumes wegen bei den folgenden Lebensjahren tun darf. Wer ihn wirklich kennen lernen

will, wer hinter der ehernen Maske des gewaltigen Gelehrten den prachtvollen Menschen sehen will, der muß sich in die Anfänge seines Werdeganges vertiefen. Über dem literarischen Riesenswerk seines Lebens vergißt man sonst leicht, daß der Klassiker auch einmal jung war.

Im Jahre 1857 stand er vor einem Scheidewege, eine gut besoldete Pfarrstelle lockte auf der einen, die außerordentliche Professur in seiner Vaterstadt mit noch gar nicht festgesetztem Gehalt auf der anderen Seite. Es braucht nicht gesagt zu werden, welchen Weg er einschlug, obwohl schließlich seine akademische Würde die Summe von — 200 Talern einbrachte! Ein Jahr später erschien sein Kommentar zum Philipperbrief, und zwar im W. Herzschen Verlage, der von da ab den meisten seiner Schriften zur Geburt verhalf. Das Buch war Dorner gewidmet; ich besitze seinen Dankbrief an den Verfasser, der äußerst anerkennend gehalten ist. Er schreibt u. a.: „Wie das Werk Sie ehrt, so ist es für mich eine Ehre, eine solche Festgabe von Ihnen zu erhalten.“

Als Weiß' Honorar auf 500 Taler gestiegen war, wagte er es, die Hochzeit zu rüsten. Er hat das Wagnis nicht bereut! Am 15. Juni 1859 wurde er in der Berliner Matthäikirche von seinem Vater getraut, der als Text das Wort der Maria gewählt hatte: „Was er euch sagt, das tut!“ In strahlendem Triumphe führte er sein junges Weib in ein trauliches Heim seiner Vaterstadt, und sein junger Hausstand sah zahlreiche freundliche Menschen, die gar zu gern im „St. Bernhard“ einkehrten. 1860 wurde seine erste Tochter Hedwig geboren, zwei Jahre später sein Sohn Siegfried, der aber bald starb. Zur selben Zeit erschien ein neues Buch des rastlos Schaffenden: „Der johanneische Lehrbegriff.“ Die finanziellen Nöte der Familie wurden mit einem Schlage getilgt, als Weiß die Divisionspredigerstelle erhielt. Aber nur kurze Zeit noch sollte es ihm beschieden sein, in der heißgeliebten Vaterstadt zu weilen: im Jahre 1863 erging an ihn der ihn zunächst überraschende Ruf an die Universität Kiel, die damals noch unter dänischer Oberhoheit stand.

Vierzehn Jahre hat er an ihr gewirkt, sieben schwere und sieben schöne, ja, er hat die Kieler Zeit oft als den Höhepunkt seines Lebens geschildert. In den sieben schweren Jahren wurde er mitten in die politischen Kämpfe Schleswig-Holsteins hineingezogen. Die Eidesverweigerung gegen den dänischen Herrscher unterschrieb er zwar mit, aber die Begeisterung der Universität für den Herzog Friedrich von Augustenburg konnte er nicht teilen, obwohl er oft zu seiner Tafel gezogen wurde und ihn auch in seinen Gottesdiensten sah. Er war Preuße bis in die Knochen und hat auch die endliche Annexion mit Freude begrüßt. Eigenartig genug war es, daß er gerade seiner politischen Stellung wegen das Königsberger Pfarramt, das einst sein Großvater bekleidet hatte, nicht erhielt. Das war wohl eine Zeit besonderer Gemütsdepression; dachte er doch überhaupt an das Aufgeben seiner Universitätsstellung!

In der ersten Zeit las er fast ausschließlich über das Alte Testament, aber sein eigentliches Arbeitsfeld war es nicht. Ein berühmt gewordenes Buch ist in diesen Jahren entstanden, die „Biblische Theologie des Neuen Testaments“, die trotz starker Angriffe von rechts und links sieben Auflagen erlebt hat (1868). Seine Vorlesungen waren gut besucht, auch der junge Dryander, der 1868 von Halle kam, hat ihn in dieser Zeit kennen gelernt. Damals ahnte wohl weder Lehrer noch Schüler, welch inniges Freundschaftsband sie dereinst umschlingen sollte. Von seinen Fakultätsgenossen verkehrte er besonders mit dem Alttestamentler Dillmann — sie nannten sich gern in späteren Jahren gegenseitig „den Alten!“ —, mit Lipsius, der später das Haupt der Liberalen wurde, und mit Klostermann, mit dem er zeitlebens befreundet blieb. Unter den andern Dozenten fesselten ihn am mächtigsten die Persönlichkeiten Friedrich Mommsens und Heinrich von Treitschkes. Eine öffentliche Vorlesung, die er bei diesem, schon damals fast gänzlich Ertaubten, besuchte, war nach seinen eignen Worten „das Herrlichste, was er jemals derart gehört“. Aber über seinen wissen-

schastlichen Interessen, die den Vielseitigen sogar in ein Kolleg über Experimentalchemie führten, vergaß er seine alte Liebe nicht, die Innere Mission. Das Wort war damals für Schleswig-Holstein ein rotes Tuch, besonders nahm der Liberalismus an der ernststen Bekenntnisfreudigkeit der Bewegung heftigen Anstoß. Kein Wunder, daß der von Weiß mit Mühe und Not 1863 gegründete Verein für Innere Mission bald wieder in die Brüche ging. Nur seiner unermüdlichen Ausdauer ist es zu danken, daß 1869 eine „Herberge zur Heimat“ mit ausgeprägt christlichem Charakter eröffnet werden konnte.

Große Freude gab dem Kämpfenden sein Familienleben. 1863 wurde sein Sohn Johannes, 1866 seine Tochter Käte, 1869 sein Sohn Markus geboren. Den Namen dieses hatten seine Studien über den zweiten Evangelisten inspiriert. Im Jahre 1870 durfte er in seiner Vaterstadt das fünfzigjährige Amtsjubiläum seines Vaters mitfeiern, der inzwischen Oberkonsistorialrat und Prediger an der Schloßkirche geworden war. Gerade in den Kämpfen der ersten sieben Kieler Jahre hatte ihm der vortreffliche Mann mit treuem Räte und tiefem Verständnis zur Seite gestanden.

Die glorreichen Jahre 1870 und 71 rissen den Athleten der Arbeit stark aus seiner gewohnten Tätigkeit heraus, der Patriot forderte seine Rechte. Nur das Markusevangelium wurde vollendet, das Matthäusevangelium verließ erst 1876 nach mannigfaltigen Unterbrechungen die Druckerpresse. 1873 starb der hochbetagte Vater, den er noch einmal in Königsberg besucht, im Jahre darauf wurde Weiß durch seine Ernennung zum Konsistorialrat freudig bewegt; durfte er doch nun in leitender Stellung seine reichen Erfahrungen aus dem Kirchenleben fruchtbar machen. Sein fünfzigstes Lebensjahr aber wurde das glanzvollste seines ganzen Lebens: es brachte ihm das Rektorat und damit die Leitung der Einweihungsfeier des neuen Universitätsgebäudes. Mühevollen Vorbereitungen wurden durch ein glänzendes Gelingen gekrönt: als der Rektor in seinem festlichen spanischen Mantel

mit goldblitzendem Schlüssel das Haus eröffnete, als er unter Kanonendonner und Glockenklang die Worte der Weihe sprach und seine Augen auf die von freundlicher Oktobersonne bestrahlte vieltausendköpfige Menge der Begeisterten blickten, da genoß er den Höhepunkt seines ganzen Lebens. Noch der Uralte erzählte gern davon mit jugendlicher Wärme. Ludwig Pietzsch schrieb damals: „Die Natur hat ihn mit einem wundervollen klangreichen Organ von unvergleichlicher Dauerbarkeit gesegnet,“ er sprach „mit einem Schwung und Pathos, die einer gewissen Großartigkeit nicht entbehrten.“

Im selben Jahre 1876 übernahm er die Fortsetzung des bekannten Meyerschen Kommentars, und im selben Jahre erreichte ihn der Ruf an die Berliner Universität an Twestens Stelle, den er nach einigem Zögern, besonders wohl auf Zureden des Ministers Falk, annahm. Mit seiner Übersiedelung nach der Heimat seiner Gattin, die ihrer Vaterstadt entgegenjauchzte, begann am 1. April 1877 für ihn ein völlig neues Leben. Er fand eine schöne und geräumige Wohnung in der damals mehr außerhalb Berlins liegenden Landgrafenstraße, die er bis zu seinem Tode, also über 40 Jahre innegehabt hat. An der Universität fühlte er sich bald heimisch. Sein Lehrer Dorner, dem er wohl in erster Linie seine Berufung verdankte, nahm ihn freundlich auf, Dillmann und die Nichttheologen Treitschke, Hinschius und Harms waren ihm bereits aus Kiel bekannt, mit Psleiderer, Kleinert und Semisch bekam er bald Fühlung, nur Steinmeyer blieb ihm fremd. Daß der um die Sache der Inneren Mission hochverdiente Mann Mitglied des Zentralausschusses wurde, war selbstverständlich. Neun Jahre später wählte man ihn zum Vorsitzenden. Seine gesegnete Tätigkeit auf diesem Gebiete wird an anderer Stelle dieses Buches besonders geschildert werden. Seinen vielseitigen Interessen war es hochwillkommen, daß ihn der Literaturhistoriker Julian Schmidt in den „Donnerstagsklub“, der im Albrechtshof zusammenkam, einführte. Hier fand er hochbedeutende Männer wieder, wie Treitschke, und lernte neue kennen, wie Adolf

Menzel, von dessen Eigentümlichkeiten er gern erzählte. 1878 wurde er in das Berliner Konsistorium berufen, dem er aber nur zwei Jahre angehörte, denn 1880 öffneten sich ihm die Pforten des Ministeriums. Wieder war es der bereits Puttkamer gewichene Fall, der bei der Annahme des verantwortungsvollen Amtes den Ausschlag gab. Weiß wurde Oberkonsistorialrat und vortragender Rat mit dem besonderen Dezernat für die Personalien der theologischen Fakultäten. In diesem Wirkungskreise galt er lange Jahre als der Allmächtige. Die meisten Berufungen der Professoren hat er durchgesetzt. Da er die in Frage kommenden Persönlichkeiten in ihren eigenen Hörsälen kennen lernen wollte, mußte er zahlreiche Reisen unternehmen. Er war überhaupt ein vielgereister Mann, wie weiland Odysseus, der Vielgewandte, mit dem er noch manche andre Ähnlichkeiten hatte. Wiederholt war er in den Alpen, der Rhein, Böhmen, Rügen, Süddeutschland, auch Norditalien wurden ihm bekannt, am liebsten aber hielt er sich in Zinnowitz, Wernigerode und Oberhof auf. Selbst der Uralte ging noch gern auf Reisen, obschon seine Jahre die Ausfallslinien stark verkürzten: die letzte große Erquickung fand er 1917 im Luise-Henrietten-Stift des waldumtrauchten Klosters Lehnin.

1881 nahm er den Vorsitz der Kommission für das gewaltige Werk der Lutherausgabe an und schrieb für den ersten, im Jubiläumsjahre des Luthergeburtstages erscheinenden Band das Vorwort. Seit 1880 begann er die Arbeiten seines bekanntesten Werkes, des „Lebens Jesu“, das ein Jahr später vollendet wurde und schon 1883 die zweite Auflage erlebte. Er selbst gesteht, daß er keins seiner Bücher „mit solcher inneren Beteiligung“ ausgearbeitet hat.

Bernhard Weiß war durch und durch kirchlich. Kirchgang und Morgen- und Abendandachten waren ihm selbstverständliches Lebenselement. In den ersten Berliner Jahren besuchte er die Gottesdienste Büchse's, des Beichtvaters seiner geliebten Frau; 1883 kam Dryander, den er bereits von Kiel her kannte, an die Stelle

Pank's an der Dreifaltigkeitskirche. Seine Predigten wurden ihm bald ein Herzensbedürfnis, und bis zu seinem Lebensende ist er ihm treu geblieben.

Die Vorlesungen auf der Universität brachten ihm viele Freude. Schon 1884 besuchten mehr als 200 Hörer seine öffentlichen Vorlesungen; den Zenit seines Dozentenruhmes aber bildete das Jahr 1886: sein Publikum versammelte fast 300 Studenten, gleichzeitig hatte er die besuchtesten Privatkollegs der gesamten Universität! In diesem Jahre erschien auch seine Einleitung in das Neue Testament.

Auch an seinem häuslichen Himmel ging manches freundliche Gestirn auf. Am 15. Juni 1884 feierte er mit tiefbewegtem Danke gegen Gott seine Silberhochzeit. War doch wirklich mit seiner Hermine das Glück in sein Haus gezogen. Sie war seine verständnisvolle Gefährtin, seine Mitkämpferin geworden, ihre Eigenart gab ihm immer neue Erfrischung, und der Vers, der ihr an diesem Ehrentage gewidmet wurde:

„Denn so wie Du lachst keiner glockenrein“

war ihm so recht aus der Seele gesprochen. Im selben Jahre schloß sein alter Freund und Lehrer Dorner die Augen. 1888 verlobte sich sein ältester Sohn Johannes mit Auguste Ritschl in Göttingen und habilitierte sich auch dort, und der Minister Gossler scherzte über dies „kirchengeschichtliche Ereignis der Verbindung zwischen Weiß und Ritschl“. Dasselbe dem deutschen Volke so unvergeßliche Jahr brachte die Berufung Harnacks nach Berlin, mit dem Weiß bis an sein Lebensende in regem geistigen Austausch blieb.

Außerordentlich wichtig war es für ihn, daß er 1891 zum Mitglied der theologischen Prüfungskommission gewählt wurde. Von dieser Zeit an war der Ruf des gefürchteten Examinators begründet. Die Kandidaten arbeiteten ein Drittel ihrer Zeit für das Neue Testament, ein Drittel für Kirchengeschichte, in der Deutsch mit weniger Geschick, als ungeheuren Anforderungen

prüfte, und nur ein Drittel für alle übrigen Fächer. Aber der Ruf war weit übertrieben! Weiß konnte sich bei seiner eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit nicht vorstellen, daß andre den ernstesten Stoff weniger gewissenhaft auffaßten. D. Faber hat mir erzählt, wie trotzdem er ~~es~~ war, der wiederholt für einen unglücklichen Examinanden gebeten hat. Mich selbst hat er so schwer examiniert, daß meine Mitkämpfer nicht begreifen konnten, daß ich in seinem Hause ein- und ausging. Aber wenn er einen angehenden Geistlichen, der sagte, er habe das Johannesevangelium nicht gelesen, weil er es für unecht halte, nicht retten konnte, so war er gewiß unschuldig daran! Übrigens waren seine Examina Meisterwerke, und Faber schrieb sie begeistert mit. Als er 1908 dies Amt aufgab, hatte er genau 350 Prüfungen gehalten. In diesen Jahren kamen auch größere textkritische Arbeiten zum Abschluß, deren erste Frucht die Apokalypse war.

Zeiten tiefer Trauer folgten. 1891 starb seine einzige Schwester, 1893 seine Kindheits- und Jugendgefährtin Rosalie Oldenberg, mit der ihn die edelste Freundschaft verband, und im selben Jahre seine heißgeliebte Gattin. Auch ihre Mutter überlebte sie nur ein Jahr. Da wurde sein Leben dunkler als je. Die Schatten der Vereinsamung fielen hinein. Er spürte den Eishauch des Alters, und was von nun an in seine Tage hineinstrahlte, war Abendsonnenschein. Im Todesjahre seiner Gattin begann er seine Lebenserinnerungen zu schreiben. Reichsten Stoff gaben ihm seine gewissenhaft geführten Tagebücher, und das schöne Werk, das ihn uns menschlich am nächsten bringt, wurde bis 1916 geführt und liegt druckfertig vor. Zur selben Zeit öffnete sich mir sein Haus, und ich durfte ihm bis zu seinem Tode verbunden bleiben.

Daß es dem Hochverdienten nicht an äußeren Ehren fehlte, ist selbstverständlich. 1893 wurde er Rat erster Klasse, 1897 erhielt er den zweiten Kronenorden mit dem Stern, im Jahre darauf den Stern des Zweiten Adlerordens, 1902 bei der Feier seines goldenen Lizentiatenjubiläums den Roten Adlerorden in Brillanten,

zu seinem achtzigsten Geburtstage wurde er zum wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Erzellenz ernannt. Aber obgleich nur sehr wenige seiner Berufsgenossen diese Höhen erklimmen: die Schlichtheit seines Auftretens blieb dieselbe. Man hatte den Eindruck, daß die Orden mehr durch seine Persönlichkeit geehrt würden, als umgekehrt. Oftmals trat er auch mit der Kaiserin in Berührung. Er durfte ihr wiederholt seine Bücher überreichen, sie sprach gern mit ihm und machte ihm manches freundliche Geschenk. Auch dem Kaiser wurde er bei einem Hofball vorgestellt. Aber er hat stets mit einer gewissen Befangenheit kämpfen müssen, wenn er vor die höchsten Fürsten trat. Es mag das in derselben Eigenart gelegen haben, die ihm die freie Rede versagte.

In seinem siebenzigsten Lebensjahre glaubte der Uermüdliche zu bemerken, daß sein Stern im Sinken sei. Es begann für ihn die Zeit der Abrüstung. 1899 trat er aus dem Ministerium zurück, in dem er fast zwanzig Jahre tätig gewesen, 1905 legte er seine Arbeiten in der Lutherkommission nieder, im Jahre darauf hielt er seine letzte Trauredede, weil ihm das Memorieren zu anstrengend wurde, 1910 beschloß er mit der Jubelfeier der Berliner Universität seine reich gesegnete achtundfünfzigjährige akademische Tätigkeit. Auf seinen Wunsch wurde Deißmann sein Nachfolger.

Aber an ein wirkliches Ausruhen hat er niemals gedacht. Bernhard Weiß war ein Lebenskünstler wie wenig andere. Seine Gesundheit, die er durch große Mäßigkeit und strenge Zeiteinteilung pflegte, besiegte immer wieder seine zahlreichen Leiden und gab ihm Kraft zu literarischer Arbeit. Was er in den letzten zwanzig Lebensjahren geleistet hat, wo gewöhnliche Sterbliche zu feiern pflegen, ist staunenswert. 1901 war das große Werk einer Textausgabe des Neuen Testaments mit Erklärungen vollendet, im Jahre darauf erschien das völlig neu bearbeitete „Leben Jesu“ und „die Religion des Neuen Testaments“. 1903 schloß er die große Arbeit der deutschen Textausgabe des Neuen Testaments mit Erklärungen, die ein Jahr

später in 3 Bänden erschien, und im selben Jahre wurde sein deutsches Neues Testament gedruckt. Seit 1905 wurde er Mitarbeiter der „Biblischen Zeit- und Streitfragen“, die Kropatschek herausgab, gleichzeitig vollendete er eine Arbeit über die Quellen des Lukasevangeliums. 1909 überraschte er die christliche Welt durch den ersten Teil eines großen Andachtsbuches, ein Jahr später gab er in den „Texten und Untersuchungen“ eine Abhandlung über den Hebräerbrieff heraus, gleichzeitig feilte er an einer eingehenden Behandlung der Einheitlichkeit des Johannesevangeliums. Man empfängt wirklich den Eindruck, daß seine scherzhaft klingende Äußerung, er erhole sich von einer geistigen Arbeit durch eine andersartige geistige Arbeit, tiefer Ernst gewesen ist.

Und trotz seiner staunenerregenden Vertiefung in den Hauptgegenstand seines Lebens, sein geliebtes Neues Testament, wurde er nicht einseitig. Seit 1904 nahm der Siebenundsiebzigjährige Musikstunden, um die Geheimnisse des Kontrapunktes zu ergründen. Die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur verfolgte er eifrig, und die sich eigenartig entwickelnde Kunst der Malerei wurde ihm durch seine Tochter Hedwig nahegerückt, die diese Kunst zum Lebensberuf gewählt hatte. Ubrigens besitze ich eine vortreffliche Büste des Achtzigjährigen, die die Bildhauerin S. Quitmann nach manchen Sitzungen geschaffen.

In den letzten Jahren wurde sein Augenlicht schwächer, aber es erlosch nicht. Er war genötigt, sich einen Vorleser zu halten, der ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten helfen mußte. Etwas andres drohte, ihm das Freudenlicht aus den geistigen Augen zu löschen. Wie Frau Sorge den greisen Faust anhauchte, daß er erblindete, so spürte er den Anhauch der Trauer. Im Jahre 1913 starb sein Sohn Markus, der einen höheren juristischen Posten innegehabt. An ihm hatte er mit ganz besonderer Zärtlichkeit gehangen, und diesen Schlag hat er nicht mehr verwinden können. Damals schrieb er an mich: „Es hilft ja doch nichts, sich in seinen Gram einzuspinnen, das Leben mit seiner

Arbeit muß allmählich darüber hinweghelfen. Bleiben tut er ja doch bis ans Ende.“

Und dann kam die Zeit, wo sich das Abendrot seines Lebens in fürchterliches Brandrot verwandelte: der Weltkrieg loderte auf. Da hat der Uralte wohl seine Mitwelt, die er an Jahren überragte, nicht mehr verstanden. Er kam sich wehrlos vor. Bald nach Ausbruch des Kampfes schloß auch sein ältester Sohn Johannes, der Professor in Heidelberg geworden war, die Augen. Gleichzeitig lag sein Enkel schwer verwundet im Kriegslazarett. Als diesem zur selben Stunde die Verleihung des Eisernen Kreuzes und der Tod seines Vaters mitgeteilt wurde, da brach das Herz des Jünglings.

Die Liebe seiner beiden Töchter umgab den Greis seit dem Tode seiner Gattin, wie die des Schwesternpaares den blinden Odipus. Nichts fehlte zu seiner Behaglichkeit, er verwuchs völlig mit seinem schönen Heim. Aber auch sie haben der Tragik seiner Vereinsamung nicht in die Arme fallen können, auch wir, seine Freunde, nicht.

Der Neunziger gehörte eben einer längst vergangenen Epoche an, ja, aus ihm sprach vernehmlich die alte Zeit. Mit rührender Freude nahm er jeden kleinen Liebesbeweis entgegen, er konnte auch wohl wieder scherzen, und die Augen leuchteten besonders, wenn er von verklungenen Tagen plauderte, aber die Last der Jahre drückte ihn schwer. Was ihn noch atmen ließ, war der glühende Dank gegen Gott für ein mit unermäßigem Reichtum überschüttetes Leben, und jeder Tag galt ihm als neues Gnadengeschenk. Schmerzlos und sanft ist er am 14. Januar 1918 entschlafen. Die Hände seiner Töchter brauchten die müden Augen nicht zuzudrücken, sie hatten sich von selbst geschlossen. Auf seiner marmorweißen Stirn aber schien der Goldkranz des Lebens zu funkeln, den der Erlöser seinen Getreuen verheißen hat.

Verzeichnis der von Bernhard Weiß veröffentlichten Schriften.

Eine erschöpfende Bibliographie zu geben ist schwer möglich. Weiß hat an zahlreichen Zeitschriften mitgearbeitet, bisweilen auch ohne Namenszeichnung, und manche seiner kleineren Drucke besaß er selbst nicht mehr. Die folgende Aufstellung erhebt deshalb auf Vollständigkeit keinen Anspruch, nur ein Hauptbild seines großen literarischen Schaffens soll die zeitgeordnete Aufzählung seiner Bücher und verschiedener seiner kleineren Schriften darbieten. Unzugänglich waren mir die ältesten seiner Werke aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Schriften, die ich nur seinen Lebenserinnerungen entnahm, oder von denen ich die genauen Titel nicht kenne, sind mit einem * versehen. M. K. = in Meyers Kommentar bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen.

- Der petrinische Lehrbegriff. 1855.
- Philipperbrief. 1859.
- * Johanneischer Lehrbegriff. Berlin 1859. 1862. W. Hertz.
- D. Schenckels Charakterbild Jesu, besonders von seiten der Quellenbenutzung und geschichtlichen Behandlungsweise beleuchtet. Theol. Stud. Jahrg. 1865. Lehrbuch der biblischen Theologie des Neuen Testaments. Berlin 1868. W. Hertz. 6. Aufl. 1895. 7. Aufl. 1903.
- Das Markusevangelium und seine synoptischen Parallelen. Berlin 1872. W. Hertz.
- Das Matthäusevangelium und seine synoptischen Parallelen. 1876.
- Die Evangelien des Markus und Lukas. 1878. (6. Aufl. des Kommentars.) 9. Aufl. 1901. M. K.
- Das Johannesevangelium. 1880. (6. Aufl. des Kommentars.) 9. Aufl. 1902. M. K.
- Der Brief an die Römer. 1881. (6. Aufl. des Kommentars.) 9. Aufl. 1899. M. K.
- Das Leben Jesu. 2 Bde. 1882. 4. umgearbeitete Aufl. 1902. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta.
- Das Matthäusevangelium. 1883. (7. Aufl. des Kommentars.) 9. Aufl. 1898. M. K.
- Lehrbuch der Einleitung in das Neue Testament. 1886. 3. Aufl. 1897. Berlin. W. Hertz.
- Die drei Johannesbriefe. 1888. (5. Aufl. des Kommentars.) 6. Aufl. 1900. M. K.
- * Die Briefe an Timotheus und Titus. 6. Aufl. 1895. M. K.
- Vom irdischen Gut. Vier biblische Ansprachen über Ev. Luk. 12, 13—34. 1893. Hamburg. Raubes Haus.
- Textkritik der Paulinischen Briefe. 1896. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Der Brief an die Hebräer. 6. verbesserte Auflage. 1897. M. K. (von der 5. Aufl. an bearbeitet.)
- Der Römer D in der Apostelgeschichte. Textkritische Untersuchung. 1897. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Gotteskindschaft und Gottesknechtschaft. Vortrag. 1898. 3. Mai. Gr.-Lichtersfelde-Berlin. E. Runge.
- Das Neue Testament. Handausgabe. 1. Bd.: Die vier Evangelien. 2. Bd.: Die Paulinischen Briefe u. der Hebräerbrief. 3. Bd.: Apostelgeschichte. Katholische Briefe. Apokalypse. 1901. (1. Bd. 2. Aufl. 1905. 2. u. 3. Bd. 2. Aufl. 1902.) Leipzig. J. C. Hinrichs.

- Die Religion des Neuen Testaments. 1903. 2. Aufl. 1908. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta.
- Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments. Kurz dargestellt. 1904. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Der Jakobusbrief und die neuere Kritik. 1904. Leipzig. A. Deichert (Georg Böhme).
- Das Neue Testament nach D. Martin Luthers berichteter Übersetzung mit fortlaufender Erläuterung versehen. 2 Teile. 1904. 2. Aufl. 1907. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Die Geschichtlichkeit des Markusevangeliums. 1905. (Bibl. Zeit- u. Streitfragen.) Gr.-Lichterfelde-Berlin. E. Ruge.
- Wie lerne ich die Bibel lesen und gebrauchen? Vortrag. 1905. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Der erste Petrusbrief und die neuere Kritik. 1906. (Bibl. Zeit- u. Streitfragen.) Gr.-Lichterfelde-Berlin. E. Ruge.
- Die Quellen des Lukasevangeliums. 1907. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta.
- Die Quellen der synoptischen Überlieferung. 1908. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Zum neuen Jahre. 1908. (Innere Mission im ev. Deutschland. 3. Jhrg. Heft 1.) Hamburg. Raubes Haus.
- Erinnerungen an Wiedern. 1908. (Innere Mission im ev. Deutschland. 3. Jhrg. Heft 4.) Hamburg. Raubes Haus.
- Das Neue Testament in Luthers Übersetzung nach dem Grundtexte berichtigt und verbessert. Taschenausgabe mit Parallelen u. Belegstellen. 1909. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Neutestamentliche Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres. Bd. I. Morgenandachten über evangelische Texte. 1909. Berlin. M. Warnke.
- Neutestamentliche Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres. Bd. II. Abendandachten über epistolische Texte. 1910. Berlin. M. Warnke.
- Der Hebräerbrief in zeitgeschichtlicher Beleuchtung. 1910. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Der Gebrauch des Artikels bei den Gottesnamen. Eregetische Studien zur Neutestamentlichen Grammatik. 1911. Gotha. S. A. Perthes.
- Die urchristlichen Gemeinden im apostolischen Zeitalter. 1912. Hamburg. Raubes Haus.
- Das Johannesevangelium als einheitliches Werk. Geschichtlich erklärt. 1912. Berlin. Trowitzsch u. S.
- Jesus von Nazareth. Ein Lebensbild. 1913. R. Curtius.
- Der Gebrauch des Artikels bei den Eigennamen. Eregetische Studie. (Theol. Studien u. Kritiken.) 1913. Gotha. S. A. Perthes.
- Paulus und seine Gemeinden. Ein Bild von der Entwicklung des Urchristentums. 1914. Berlin. R. Curtius.
- Ein Tag in Kapernaum. (Neutest. Studien, G. Heinrici zum 70. Geburtstag.) 1914. Leipzig. J. C. Hinrichs.
- Jesus und Paulus. (Deutsche Revue.) März 1917. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Ein gute Wehr und Waffen. Evangelische Heilslehre. (1917.) Berlin. Schriftenvertriebsanstalt.
- Die Reden Jesu im Johannesevangelium. (3 Aufsätze. Studierstube, theol. kirchl. Monatschrift.) Langensalza. A. Dietmar.

D. Ernst Kühl

Geheimer Rat und Professor an der Universität Göttingen

Die Bedeutung von Bernhard Weiß für die neutestamentliche Schriftwissenschaft*)

Wer im persönlichen Verkehr die Schaffenslust und Schaffenskraft des Mannes kennenlernen durfte, dem wissenschaftliche Arbeit gleichsam naturhaftes Bedürfnis, eine Quelle immer neuer Freude und Kraft, stets sich steigender innerer Befriedigung und Glückseligkeit bedeutete, der wird sich über die erstaunlich umfangreiche Lebensarbeit des Heimgegangenen nicht verwundern. Daß Gottes Güte ihm diesen allezeit regen Naturtrieb zu wissenschaftlicher Arbeit und dazu ein ganz ungewöhnliches Maß von Arbeitsfrische bis in die letzten Wochen seines Lebens hinein erhalten hat, ist ja wie ein Wunder vor unseren Augen gewesen,

*) Auf meine Bitte an Herrn Professor Kühl, der krank in Arosa weilte, zu diesem Gedächtnisbüchlein einen Beitrag zu liefern, erhielt ich den nachstehend abgedruckten Brief. Da der Brief allmählich doch in eine Würdigung der Bedeutung von Bernhard Weiß für die neutestamentliche Schriftwissenschaft überging, meinte ich diesen Brief als den erbetenen Beitrag zum Abdruck bringen zu sollen, wozu ich auch die Erlaubnis von Herrn D. Kühl erhalten habe. Die Worte, die aus überquellendem Herzen kommen, werden auch zu Herzen geben und uns einen unmittelbaren Eindruck von der Bedeutung von Bernhard Weiß geben. W. Scheffen.

„Ihr Brief ist gestern abend in meine Hände gelangt und hat mich in nicht geringe Aufregung versetzt. Schon daß ich durch meine Krankheit verhindert wurde, an dem Begräbnis meines hochverehrten Lehrers und geliebten väterlichen Freundes, ja ich darf wohl ohne Übertreibung sagen: meines zweiten Vaters teilzunehmen, war mir ein unsäglicher Schmerz. Aber noch mehr will es mir fast ans Herz greifen, daß ich den ehrenvollen Auftrag, in dem von Ihnen geplanten Schriftchen, Bernhard Weiß zum Gedächtnis, den hochwichtigen Beitrag „Über die Bedeutung des Verstorbenen für die neutestamentliche Schriftwissenschaft“ zu liefern, ablehnen muß. Ich habe soeben mit dem Chefarzt des Sanatoriums ausführlich und dringlich verhandelt, aber er blieb bei seinem entschiedenen Nein. So muß ich mir denn hier zu meinem allergrößten Kummer etwas versagen, was meinem tiefsten Herzensempfinden entsprochen hätte, und was ich mit wirklicher Begeisterung geleistet haben würde. Und ich glaube auch, daß ich so manchen Zug und so manches Erlebnis persön-

und alle, die ihm nahestanden, haben Gott dafür immer nur von neuem Dank sagen können. Gerade in den letzten anderthalb Jahrzehnten verging ja kaum ein Jahr, das nicht eine neue Publikation von Papa Weiß gebracht hätte. Und ich spreche es als meine ehrliche Überzeugung aus, daß darunter einige Arbeiten sind, die sich getrost sehen lassen können, und die durchaus nicht als „bloße Wiederholungen des Inhaltes früherer Schriften, nur in etwas neuer Gewandung“, kurzerhand beiseitegelegt werden dürfen. Ich brauche nur etwa an sein letztes Buch über das Johannesevangelium mit seiner klaren Erfassung und in vielen Punkten durchaus neu orientierten Widerlegung der umfangreichen Schrift Spittas zu erinnern, die, wie jeder Kundige weiß, von der ersten bis zur letzten Seite von neuen, überaus originellen und dabei fast im ganzen Umfange durchaus erwägenswerten Fragen und Problemen angefüllt ist. Oder zeugen denn solche umfangreichen Aufsätze, wie die über *θεός* und *κύριος* mit und ohne Artikel im Neuen Testament, in denen ein schwieriges Problem der neutestamentlichen Wissenschaft mit großem Geschick, mit peinlicher Sorgfalt und in jeder Beziehung völlig er-

licher und intimer Art hätte hineinweben können, wodurch das ganze Bild einen wärmeren Ton bekommen konnte, hat mich doch fast vier Dezennien hindurch ein inniges, nie getrübbtes Freundschafts- und Vertrauensverhältnis mit dem Entschlafenen verbunden. Andererseits verbehlte ich mir auch schon unabhängig von dem Nein des Chesarztes die großen Schwierigkeiten des Auftrages hier oben in meinem Höhenjonnens-Ertil nicht, wo ich zwar dem Himmel etwas näher bin, dafür aber völlig getrennt von dem alltäglichen Leben mit seinem Getriebe und von meiner geliebten akademischen Berufsarbeit. Bücher, Bibliothek usw. sind für mich hier oben nur eben noch Gedankendinge, und ich mußte mich bei Herstellung des gewünschten Beitrages rein und allein auf mein Gedächtnis verlassen, während doch gerade in einem solchen zusammenfassenden Aufsatz mit der Überschau über eine geradezu erstaunlich umfangreiche Lebensarbeit von mehr als einem halben Jahrhundert jede Zeile aufs sorgfältigste erwogen und den wirklichen Tatbeständen in absolut zuverlässiger und verbindlicher Weise angepaßt werden muß. So wird es also zu meinem lebhaften Bedauern unter allen Umständen bei dem Nein sein Bewenden haben müssen.

Indessen bitte ich Sie, mir gütigst zu gestatten, daß ich auch unter diesen für mich selbst in höchstem Maße betrüblichen Umständen mit wenigstens einiges vom Herzen herunter reden und meinem Briefe anfügen darf, wie es mir jetzt in die Feder kommt."

schöpfend behandelt wird: zeugen denn die von einem Nachlassen wissenschaftlicher Urteilsfähigkeit und Arbeitskraft?

Und was ich nun besonders betonen möchte: diese erstaunlich umfangreiche Lebensarbeit unseres heimgegangenen Freundes in der reichen Aufeinanderfolge größerer und kleinerer wissenschaftlicher Werke ist keineswegs als Zufallsergebnis nach Maßgabe etwa des jeweiligen Standes von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeits- und Büchermarkt der neutestamentlichen Schriftwissenschaft zu beurteilen. Das Programm dieses großen Lebenswerkes hat Bernhard Weiß schon in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Tätigkeit im großen und ganzen klar vor Augen gehabt, und er hat die in diesem Programm vorgeschriebene Abfolge seiner wissenschaftlichen Bemühungen um die neutestamentliche Wissenschaft denn auch in der Folgezeit stets respektiert. Schon die Antrittsvorlesung des jugendlichen Privatdozenten bei der theologischen Fakultät in Königsberg überrascht durch ihren weit ausschauenden Blick; sie zeigt uns, daß wir die gesamte theologische Arbeitsleistung des Gelehrten zunächst zum mindesten bis hin zu seiner „Religion des Neuen Testaments“ als ein in sich geschlossenes, organisches Ganzes anzusehen haben. Er selber, unser verstorbener Freund, hat es nie anders beurteilt. Schon in den allerersten Zeiten unserer Freundschaft ist mir das deutlich genug entgegengetreten. Als neugebackener philosophischer Dr., im Jahre 1883, habe ich mit meinem verehrten Lehrer zusammen zum erstenmal, wie dann in späteren Jahren wiederholt, den herrlichen Sommeraufenthalt in dem geliebten Ostseebad Zinnowitz genießen dürfen, allwo wir zwei im Verein ein urgemütliches Junggesellenleben führten. Und da erinnere ich mich noch ganz lebhaft einer Unterhaltung, welche die ganze Dauer eines unserer weit ausgedehnten Spaziergänge in Anspruch nahm und in der sich Papa Weiß in eine Begeisterung hineinredete, wie ich sie während der langen Zeit unserer Bekanntschaft bei ihm sonst kaum je zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Hier offenbarte er mir, wie es nur ein Freund seinem Freunde gegenüber tun

kann, die inneren Triebkräfte seines wissenschaftlichen Handelns, hier sprach er zu mir in begeisterten Worten von seiner Auffassung der Methode neutestamentlicher Schriftforschung, ihrer Aufgaben und Ziele und wie er sich den Weg zur Erreichung dieser Ziele dachte. Und daraus wurde dann ganz von selbst und unwillkürlich eine Entwicklung des Programms seiner eigenen Lebensarbeit, das er gleichsam mit seherischen Augen überschaute. Mir sind die Einzelheiten noch lebendig in der Erinnerung haften geblieben. Da sprach er auch schon von der Herausgabe eines berichtigten neutestamentlichen Textes mit angeschlossenem, kurzem wissenschaftlichem Kommentar, wonach dann eine populäre Auslegung des Neuen Testaments für die gebildete Laienwelt den Abschluß bilden müsse. Von der Notwendigkeit der Popularisierung der neutestamentlichen Schriftwissenschaft redete er sehr ausführlich; dagegen ist mir in Erinnerung geblieben, daß ihm die Darstellung der „Religion des Neuen Testaments“, die er als zweiten, ergänzenden und abschließenden Teil seiner „Biblischen Theologie des Neuen Testaments“ in Aussicht genommen hatte, damals noch weniger populär vor Augen stand, als sie dann späterhin leider wirklich ausgefallen ist.

Im Jahre 1883 hatte Bernhard Weiß schon ein gut Stück Arbeit getan, lag doch die erste Ausgabe seiner biblischen Theologie bereits volle 15 Jahre zurück. Aber viel, sehr viel blieb noch zu tun übrig. Gott hat seine schützende Hand auf seinem Leben und seine segnende Hand auf seiner Arbeit ruhen lassen, und er hat die Freude erleben dürfen, daß er das ganze damals entwickelte Programm seiner Lebensarbeit restlos verwirklichen, ja noch darüber hinaus so manchen wertvollen Beitrag zur neutestamentlichen Schriftwissenschaft liefern konnte. Immer wieder aber kam er dabei auf seine alte Lieblingsidee zurück, auch dem weiteren Publikum den Zugang zu einem wirklichen, auf gründlicher wissenschaftlicher Forschung beruhenden Verständnis der heiligen Schriften Neuen Testaments zu öffnen, und noch in den allerletzten Wochen seines Lebens hat er ja eine schlichte Auslegung der

Evangelien, die dem Verständnis auch des einfachsten Mannes aus dem Volke zugänglich wäre, zu schreiben begonnen. In seinem letzten längeren Briefe an mich aus dem Monat Dezember vorigen Jahres, der gerade zum heiligen Christfest bei mir eintraf — übrigens sowohl, was die äußere Form der Schriftzüge, als was den geistigen Inhalt betrifft, ein wunderbar klarer, gewandter, feiner Brief —, sprach er mit dem Ausdruck sichtlicher innerer Befriedigung von dieser neuen Arbeit, deren guten Fortgang und Beendigung er sich von Gott erbat. Daran erkannte man den Mann auch der Praxis, der ein offenes Auge und Herz hat für die Bedürfnisse der Kirche und der schlichten Glieder der christlichen Gemeinde, und es ist durchaus nicht von ohngefähr, daß auch meinem Schwiegervater, dem früheren Generalsuperintendenten Erdmann-Breslau, der Gedanke einer schlichten, populären Auslegung der Evangelien zeitlebens als Ideal vorgeschwebt hat. Zu einer solchen Auslegung, wenn sie anders nicht ihren Zweck verfehlen sollte, waren nur eben Männer vom Schlage dieser beiden Gelehrten befähigt, Männer, denen beides zu Gebote stand: eine ungewöhnliche wissenschaftlich-theologische Schulung und ein Verständnis für die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart. Beide Männer haben denn auch mit der Inaussichtnahme einer solchen Bearbeitung der Evangelien fürs gemeine Volk das ideale Ziel verbunden, in und mit dieser einfachen, schlichten äußeren Form, die auch dem gemeinen Manne munden sollte, unter der Hand und ohne daß der Leser es als Absicht bemerken könne, eine Fülle von Fragen und Problemen zu berühren, deren nackte und ungeschminkte Darlegung oder gar zustimmende Erledigung merkwürdig vielen Laien, und zwar aus allen Schichten, noch immer geradezu vor den Kopf stößt. Die Unhaltbarkeit der Verbalinspirationstheorie, die Notwendigkeit der Rede von Verwandtschaft und Abhängigkeit bei den Evangelien, die Anerkennung menschlicher Züge am Lebensbild Jesu: das und dergleichen mehr kann durch Vermittlung einer solchen fortlaufenden vollstümlichen Erläuterung des evangelischen Textes dem schlichten, empfänglichen

Leser allmählich und unmerklich in Fleisch und Blut übergehen, während auf die selbständige Behandlung dieser Fragen zweifellos zunächst sehr viele nur mit brüster Abweisung und Verstocktheit reagieren würden. Bernhard Weiß ist sich, wie ich aus so manchen Unterredungen mit ihm in Erinnerung behalten habe, über diese Sachlage auch nicht einen Augenblick im unklaren gewesen. Und danach haben wir Sinn und Zweck dieser seiner letzten, leider unvollendet gebliebenen Lebensarbeit einzuschätzen.

Schon in jener Zinnowitzer Unterredung und dann späterhin bei jedweder sich bietenden Gelegenheit in den Jahren, wo er noch ein gewisses Verantwortungsgefühl für meine Erziehung zu einem guten neutestamentlichen Exegeten hatte, wurde mein geliebter Lehrer nicht müde, mir immer wieder den Satz vorzupredigen und einzuschärfen, daß die erste und vornehmste Aufgabe des neutestamentlichen Forschers die exegetische Kärnnerarbeit sei, diese mühsame wissenschaftliche Kleinarbeit in ganz systematisch durchgeführten speziellen und speziellsten Untersuchungen und Zusammenstellungen geschichtlicher, grammatischer, lexikalischer, textkritischer Art usw. Das sei das eigentliche Material und Handwerkszeug zum Aufbau der neutestamentlichen Schriftwissenschaft, wenn er wirklich solide gestaltet werden solle. Wie ernst er selbst es mit dieser oft recht ermüdenden und unerfreulichen, weil zumeist recht mechanischen und wenig geistvollen wissenschaftlichen Kleinarbeit genommen hat, würde erst der richtig einschätzen können, der einen Blick in seine überaus umfangreichen, sorgfältigen und zuverlässigen Kollektaneen getan hätte. Er hat sie mir gelegentlich, und zwar mit sichtlichem inneren Behagen, als seine wertvollsten Schätze vorgeführt, die er wie ein Heiligtum hütete.

Und dann folgte in jener Unterredung weiterhin eine stattliche Reihe von methodischen Grundsätzen für die eigentliche Arbeit an der Auslegung des neutestamentlichen Textes: unter ihnen übrigens bereits damals, wie ich mich aufs genaueste entsinne, eine ernste Warnung vor übertriebenem Wertlegen auf sprach-

liche und sachliche Parallelen aus der klassischen Gräzität sowie aus der griechischen Umwelt der Gegenwart, weil dem neutestamentlichen Text dadurch nur gar zu leicht Gewalt angetan werde und so eine Auslegung zustande komme, die nicht im Sinne und Geiste des betreffenden Verfassers sei. Und das war ja stets seine oberste methodische Anweisung für die Handhabung der Exegese, auf die er immer wieder zurückgriff: jeder neutestamentliche Schriftsteller ist eine religiöse Persönlichkeit für sich und hat das Recht, als solche auch respektiert zu werden. Von ihr aus allein soll zunächst verstanden werden, was er schreibt. Dazu gehört aber, daß man sich in diese Persönlichkeit einzuleben, daß man ihr religiöses Empfinden nachzuempfinden versucht. So ausgerüstet soll man an den Text herangehen. Und hier wird man nun auch nicht sofort „drauflos raten und reden“ dürfen, sondern zunächst noch allerlei logische, grammatische und lexikalische Erwägungen anstellen, um den inneren Zusammenhang mit den unmittelbar vorangehenden Sätzen herzustellen und den Wortsinne der Textaussage selbst im einzelnen zu sichern. Auf diesem Wege allein wird man zu einer solide begründeten Auslegung gelangen.

Diese und andere Grundsätze legte mir Weiß in jener für mich so bedeutsamen und unvergeßlichen Unterredung in immer neuen Wendungen und immer dringlicher am Herz. Leider hat er sich über diese Fragen in seinen Veröffentlichungen nirgends so ausführlich und zusammenhängend ausgesprochen; aber seinen getreuen und dankbaren Schülern und aufmerksamen Hörern seiner Vorlesungen sind diese methodischen Leitsätze vollständig in Fleisch und Blut übergegangen, zumal denen, die einige Semester an seinen neutestamentlichen Seminarübungen teilnahmen und hier aufmerksam achtgaben auf die Art der Fragestellungen, durch die er uns zu selbständiger geistiger Mitarbeit zu erziehen und auf den richtigen Weg zum Verständnis auch des schwierigsten Textes zu führen wußte. Wie oft hatten nicht seine Fragen den Zweck, die Seminarmitglieder zu selbständiger Auffindung

der entscheidenden Fragestellung anzuregen: eine wunderbar fördernde und eine ungeahnte Kraft logischen Denkens auslösende geistige Gymnastik, zumal wenn unser verehrter Lehrer bei solcher Gelegenheit unterschiedene Urteile verschiedener Seminarmitglieder gegeneinander ausspielte oder zum Schein eine Zeitlang wohl gar selbst eine von der richtigen Fragestellung abweichende Auffassung vertrat, was nicht selten der Fall war. — So gehandhabte Seminarübungen werden in der Tat so leicht nicht hinter der Gedächtnisschwelle versinken. Und so erinnere ich mich beispielsweise noch mit großer Freude an die Behandlung des Kolosserbriefes in solchen Seminarübungen. Davon habe ich noch heutigen Tages nach 4¹/₂ Jahrzehnten ein vollkommen klares Bild in meinem Gedächtnis.

Viele meiner Mitstudierenden stießen sich an der „Mühseligkeit und Umständlichkeit“ dieser, wie sie meinten, unnötig gründlichen Behandlung des neutestamentlichen Textes — es kam ja freilich bisweilen vor, daß wir in einer ganzen Seminar Sitzung von zwei vollen Stunden nur zwei bis drei Verse des Kolosserbriefes bewältigten —, andere aber, die treu durchhielten, und das war damals doch noch die weitaus größte Mehrzahl der Teilnehmer, haben mir hinterher freimütig und freudig gestanden, daß sie erst durch diese Übungen in den Stand gesetzt worden seien, einen neutestamentlichen Text selbständig und ohne jedes exegetische Hilfsmittel mit Aussicht auf Erfolg, d. h. mit Aussicht auf Gewinnung einer richtigen Textauslegung anzufassen. Das ist denn doch das höchste Lob, das einem Lehrer der neutestamentlichen Exegese gezollt werden kann. Und dieses Lob gebührt dem verstorbenen Altmeister der neutestamentlichen Schriftwissenschaft in hohem Maße. „Ich will nicht Ihre eigenen Gedanken und Reden über den Text hören,“ so pflegte er uns oft in den Seminarübungen zuzurufen, und so klingt's mir noch gegenwärtig deutlich in den Ohren, „ich will des Apostels Gedanken aus dem Text heraus kennenlernen.“ Und er verstand es meisterhaft, uns die Kunst nüchterner, klarer, besonnener und dabei doch eindringender

Schriftauslegung zu lehren; er verstand es, uns zum Apostel selbst zu führen und ihn zu uns sprechen zu lassen.

Der akademische Lehrer mit seiner persönlichen, lebendigen Einwirkung auf seine getreuen und empfänglichen Hörer soll und darf nicht vergessen werden über dem arbeitsamen, nimmermüden Schöpfer einer gewaltigen literarischen Hinterlassenschaft. Wohl sind durch die zahlreichen in Druck ausgegangenen Schriften von Bernhard Weiß verhältnismäßig weite Kreise von Theologen erfaßt worden, aber dafür war die Beeinflussung der Hörer in Vorlesungen und Übungen nachhaltiger, sie ging mehr in die Tiefe. Das haben viele seiner Schüler später im Amt mit aufrichtigem Dank gegen den verehrten Lehrer empfunden, wenn sie sich den Gedankengehalt eines neutestamentlichen Textes zunächst mit wissenschaftlicher Gründlichkeit klarzumachen und geistig anzueignen suchten, um ihn dann für die Predigt zu verwerten. In der Tat kann kein noch so geschickt geschriebenes und geschickt abgefaßtes wissenschaftliches Buch, das lebendig gesprochene Wort und die dadurch hergestellte unmittelbare innere Wechselbeziehung und die unausbleibliche seelische Beeinflussung des empfänglichen Du durch das redende Ich ersetzen. Und in dieser Hinsicht sind die Seminarübungen weit oben an zu stellen; sie stellen am ehesten und sichersten den inneren Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden her: das ist ein Urteil, das ich oft aus dem Munde des Verstorbenen vernommen habe. Als die kleine höchst anregende Broschüre von Erich Haupt mit dem Titel „Plus ultra!“ erschien, worin dieser Gelehrte zu gründlicherer Einführung der Studierenden in das Schriftverständnis des Neuen Testaments eine Behandlung auch des Stoffes der großen Vorlesungen in seminarartiger Form verlangte, sprach er — wohl ziemlich wörtlich — folgende bedeutsamen Sätze zu mir: „Ja, wenn ich nicht schon zu alt dazu wäre, und wenn die gewaltigen Vorarbeiten, die dann wieder zunächst dieser neuartigen Behandlung der großen Vorlesungsstoffe vorangehen müßten, mir nicht die schon festliegenden Kreise meiner literarischen Pläne empfindlich stören würden — ich würde

es wirklich und wahrhaftig mit der von Haupt vorgeschlagenen Art versuchen. Aber mach' du es doch! Ich bin fest überzeugt, daß dabei ungleich bessere Ergebnisse erzielt werden würden als bei dem gegenwärtig üblichen Arbeitsbetrieb": so hoch schätzte er den Wert von seminarartiger Behandlung des neutestamentlichen Textes ein. Deshalb ist ihm auch der Abschied von den Vorlesungen nicht so schwer geworden, wie der Abschied von den Seminarübungen, die er bis ins allerhöchste Alter hinein fortsetzen versuchte. Und ich erinnere mich noch lebhaft des förmlichen Klageliedes, das er anstimmte, als er schließlich doch auch dieser seiner Lieblingsarbeit an den Studierenden Valet sagen mußte.

Von den ersten Jahren seiner theologischen Laufbahn ab bis in sein spätestes Alter hat Bernhard Weiß ein lebendiges, ja brennendes Interesse an textkritischer Arbeit gehabt. Vernachlässigt hat er sie zu keiner Zeit, vielmehr alle irgend verfügbaren, von der exegetischen Hauptarbeit freigelassenen Mußestunden hat er für textkritische Vorarbeiten, Untersuchungen und Zusammenstellungen ausgenutzt. Seine wundervollen Kollektaneen gerade aus diesem Arbeitsgebiet legen beredtes Zeugnis dafür ab. Und ich möchte nicht unterlassen, hier aufs nachdrücklichste zu betonen, daß angesichts dieser bewundernswerten Fülle des zusammengetragenen Materials, angesichts der Gründlichkeit und Allseitigkeit der Vorbereitung und Ausrüstung, Bernhard Weiß wirklich der Mann war, der es wagen durfte, den vorhandenen kritischen Ausgaben des neutestamentlichen Textes eine neue Ausgabe an die Seite und in gewissem Sinne gegenüberzustellen.

Über diese von Bernhard Weiß hergestellte, äußerst wertvolle Textrezension möchte ich mir doch noch ein Wort zu sagen erlauben. Weiß hat den Versuch gemacht, zur Gewinnung eines klaren Urteils über den Wert der Handschriften und ihr Verwandtschaftsverhältnis einen neuen Weg einzuschlagen, in genau entgegengesetzter Richtung zu den Wegen, die bisher von den Textkritikern begangen zu werden pflegten. Hatten diese auf

merkwürdige Übereinstimmungen der Handschriften in zweifellos richtigen Lesarten ihr Augenmerk gerichtet, so lenkte Weiß seine Aufmerksamkeit gerade umgekehrt auf merkwürdige Übereinstimmungen der Handschriften und Handschriftengruppen in unzweifelhaft falschen Lesarten. Aber die neutestamentlichen Textkritiker bilden sozusagen eine Junft für sich und dulden so leicht keine anderen Götter neben sich. Auch Weiß hat mit seinem neuen Verfahren keine Anerkennung, wenigstens keine öffentliche Anerkennung von seiten der zuständigen Sachgelehrten erfahren. (Als ich bei Gelegenheit der Sammlung von Aufsätzen aus den Kreisen der Schüler und Freunde von Bernhard Weiß zwecks Herstellung einer Festschrift zu seinem 70. Geburtstage mich mit der Bitte um einen Beitrag auch an Eberhard Nestle wandte, da schlug er es mir rundweg ab mit der kurzen, drastischen Begründung, daß er mit den textkritischen Grundsätzen von Bernhard Weiß nicht einverstanden sei.)

Und doch hat mein verehrter Lehrer mit der Aufstellung des oben erwähnten Grundsatzes einen glänzenden, ja geradezu genialen Wurf getan. Wie könnte man es sich sonst auch wohl erklären, daß bei Einführung dieses Grundsatzes in die textkritische Arbeit am Neuen Testament und bei seiner folgerichtigen Durchführung eine Textgestalt sich ergeben konnte, die der als vorzüglich anerkannten Textrezension der englischen Textkritiker Westcott und Hort sehr nahekommt und die unseren ältesten und sicherlich zuverlässigsten Uncialkodex B wieder verdienstermaßen zu Ehren bringt? Auch in der Handhabung und Wertung der sogenannten „inneren Kritik“ für die Textherstellung berührt sich Weiß ja wesentlich mit jenen englischen Gelehrten. — Und wie könnte man es sich denn sonst erklären, daß Eberhard Nestle selbst in seiner Stuttgarter Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, trotz jenes absprechenden Urteils über die von Weiß angewandten neuen Grundsätze, gleichsam in aller Stille und unter der Hand schon von der dritten Ausgabe ab zahlreiche und oft recht bedeutsame Lesarten der Ausgabe von Weiß, in denen er mit

Tischendorf und Westcott und Hort zusammentrifft, direkt in seinen Text aufgenommen hat? Solche Anerkennung durch die Tat für diese gewaltige Lebensarbeit unseres heimgegangenen Freundes wiegt natürlich mehr als alle öffentliche und laute Anerkennung mit Worten. Weiß hat diese praktische Anerkennung und Verwertung seiner Ausgabe natürlich mit großer Genugtuung vermerkt, im übrigen aber stimmte er mir durchaus in dem Urteil bei, daß diese Ausgabe der Stuttgarter Bibelgesellschaft, die den Anspruch erhebt, als neuer textus receptus den alten zu ersetzen, überhaupt nicht immer von neuem abgeändert werden dürfe. Ein textus receptus muß eine feste Gestalt haben und Vorschläge zu Abänderungen oder Verbesserungen müßten nur unter dem Strich gebracht werden. Weiß sprach sich deshalb auch sehr mißbilligend aus über die auf den Rat Schmiedels zurückgehende Absicht, eine wahrscheinlich recht durchgreifende Korrektur der Ausgabe an der Hand und nach Maßgabe der von Sodenschen Lesarten vorzunehmen. Aber leider wird diese vermeintliche Ausbesserung des Textes der Stuttgarter Ausgabe doch Wirklichkeit werden. Erwin Nestle, der von der Stuttgarter Bibelgesellschaft beauftragte Nachfolger des Vaters in der Herausgabe auch des neutestamentlichen Textes, hat es bei Gelegenheit der letzten Auflage ausdrücklich in Aussicht gestellt.

Als ich im Jahre 1895 von Marburg nach Königsberg, der Heimatstadt und zugleich der Stätte der ersten akademischen Wirksamkeit von Bernhard Weiß, versetzt wurde, da bin ich merkwürdigerweise noch Spuren seiner Lehrtätigkeit begegnet. Besonders in gewissen pietistisch-orthodoxen Kreisen, mit denen ich zufällig bald in nähere Berührung kam, zitterte noch ganz deutlich und vernehmlich die Erregung nach über Bernhard Weiß, diesen Stürmer und Dränger, diesen liberalen Theologen, der doch aus einem so positiv-christlichen Elternhause hervorgegangen sei und der dann durch seine akademische Lehrtätigkeit die theologische Jugend nur verdorben habe. Während der Königsberger Dozentenjahre war dieses Urteil über ihn gerade in kirchlichen

Kreisen sehr verbreitet. — Welch eine Wandlung ist doch seitdem eingetreten! Nicht mit unserem verstorbenen Freunde: der ist den Grundsätzen, die er in seiner ersten amtlichen Wirksamkeit vertreten hat, auch späterhin treu geblieben. Nein, die Verhältnisse selbst haben seitdem eine merkwürdige Umgestaltung erfahren. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt veränderte sich gleichsam kaleidoskopartig das Gegenwartsbild, das man bei der Zusammenschau der Gesamtbewegungen innerhalb der Theologie, namentlich auch ihrer wissenschaftlichen Vertretung im akademischen Betriebe der theologischen Fakultäten erhielt. Auf der linken Seite drängten sich immer neue Steine mit immer neuen Nuancen in der Färbung hervor, und der Stein, der unseren geliebten Papa Weiß darstellte, wurde unversehens und wie durch automatischen Druck stetig weiter nach rechts abgedrängt. Auf der rechten Seite hat Weiß nunmehr bereitwillige Aufnahme gefunden. Die Verschlungen in seinem „Leben Jesu“ bezüglich seiner Ausführungen über Naturwunder und Vorsehungswunder war man gern bereit, ihm zu vergeben. Auch hier ein wesentlich verändertes Bild im Vergleich zu früheren Jahrzehnten! Dagegen die sogenannte modern-liberale Theologie hat Bernhard Weiß sehr bald zur Seite geschoben und ist über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Ich denke dabei weniger an die Ritschlsche Schule und ihre wissenschaftlichen Vertreter als vielmehr an die religionsgeschichtliche Schule, die in dem Betriebe der neutestamentlichen Schriftwissenschaft sehr bald eine bedeutsame Rolle spielen sollte.

Weiß hat sich von vornherein ablehnend zu dieser Bewegung gestellt. Er hat in den ersten Jahren von der reichen Literatur, die aus diesen Kreisen hervorging, wohl noch wenigstens in ihren bedeutsamsten Erscheinungen Kenntnis genommen. Später wurde er es müde, und es liegt doch schon eine lange Reihe von Jahren zurück, wo er mir gelegentlich sagte: „Ich lese die Bücher, die von jener Seite veröffentlicht werden, überhaupt nicht mehr. Meine Lebensarbeit ist abgeschlossen, und ich würde daran ja doch nichts ändern können und auch nichts ändern wollen.“ Und

wenn er nun doch in seinem bewundernswerten Fleiß, der Rast und Stillstand in der wissenschaftlichen Produktion nicht duldet, fast Jahr um Jahr ~~nun~~ Bücher und Abhandlungen aus dem Gebiete der neutestamentlichen Schriftwissenschaft veröffentlichte, so durfte man darin selbstverständlich keine Umformung seiner alten, festen Anschauungen, etwa unter dem Druck und Eindruck der modernen religionsgeschichtlichen Bewegung erwarten: es ist die altbekannte Weise, die uns daraus entgegenkönt. Dafür hat er sich aus berufener und unberufener Feder manch herbes, hartes, ungerechtes Urteil gefallen lassen müssen. Aber ich wiederhole hier noch einmal, was ich vorhin schon nachdrücklich betont habe: Bernhard Weiß hat auch in den letzten Jahren noch so manches wissenschaftlich wirklich wertvolle, mit neuen fruchtbaren Gedanken ausgestattete Buch geschrieben, und es ist durchaus falsch, zu sagen, daß er zuletzt nur immer noch Altes in neue Formen gegossen habe. Das ließe sich ja am ehesten von seiner vollstümlichen Auslegung des Neuen Testaments zu Nutz und Frommen des weiteren gebildeten Laienpublikums sagen. Aber da muß ich zum zweiten wiederholen, daß diese Veröffentlichung schon von langen Jahren her von ihm als abschließender, integrierender Bestandteil in dem Organismus seiner gesamten Lebensarbeit ins Auge gefaßt war. Und ich weiß, daß gerade im Verfolg der Veröffentlichung dieser populären Auslegung des Neuen Testaments sowie anderer vollstümlich gehaltener Schriften unserm verstorbenen Freunde zu seiner großen Genugtuung und Freude von vielen Seiten her für erfahrene Förderung und Vertiefung der christlichen Erkenntnis der aufrichtigste und wärmste Dank ausgesprochen worden ist. In diesen Arbeiten offenbart sich wirklich keine Altersschwäche, sondern der bewußte gute Wille und die edle Absicht eines Mannes, der einen klaren Blick besaß für die religiösen Bedürfnisse der Gegenwart, und der ein warmes Herz mitbrachte, das ihn trieb, zu ihrer Befriedigung nach Kräften beizutragen. In diesem Sinne hat sich mein verehrter Lehrer denn auch zu wiederholten Malen, wenn unsere Unterhal-

tung diese vollstümlichen Arbeiten berührte, über die Beweggründe, die ihn zu ihrer Abfassung bestimmt hätten, und über den Zweck, den er damit verfolge, zu mir ausgesprochen. Und ich meinerseits stehe nicht an, wenn die Bedeutung des Verstorbenen für die neutestamentliche Schriftwissenschaft festgestellt und erschöpfend umschrieben werden soll, dieser Seite seiner literarischen Bemühungen in dem aufzustellenden Register einen besonders hervorragenden Platz zuzuweisen. Denn wenn die Ergebnisse der neutestamentlichen Forschung, in ernster methodischer Arbeit gewonnen, über den Kreis der zünftigen Theologen hinaus auch der Laienwelt soweit als irgend möglich unmittelbar und gleichsam aus erster Hand dargeboten werden, so kann das nicht ohne segensreiche Rückwirkung auf den Betrieb der neutestamentlichen Schriftwissenschaft bleiben. Mein geliebter väterlicher Freund und Lehrer hat mir immer von neuem ans Herz gelegt, die Fühlung mit der christlichen Gemeinde ja niemals zu verlieren und keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, bei der ich mich mit gebildeten und ungebildeten Laien über neutestamentliche Fragen aussprechen könne. Das wirke stets belebend und anregend für die eigene wissenschaftliche Arbeit.

Wir aber danken Gott dafür, daß er dem Heimgegangenen Gabe und Fähigkeit zu beidem verliehen hat: zu so strenger, solider, methodisch geschulter Handhabung der neutestamentlichen Schriftwissenschaft, wie sie kaum ein zweiter vor ihm und neben ihm ausgeübt hat, und anderseits doch auch zur Handhabung dieser leichteren, flüssigeren, gefälligeren Form der Darstellung von neutestamentlichen Tatbeständen und Problemen für das weitere Laienpublikum.

So steht die gesamte Lebensarbeit des Verstorbenen an der heiligen Schrift des Neuen Testaments als ein in sich geschlossenes Ganzes vor uns. Überwältigend groß und mächtig türmt sie sich vor unseren Augen auf: ein stark gefügter Bau, solide fundamentiert, klar in seinem Aufriß, aus zuverlässigem Material aufgebaut und auch in all seinen einzelnen Teilen mit unvergleichlicher Genauig-

keit und mit überraschend scharfer und gleichmäßiger Beobachtung der einmal gezogenen Richtlinien ausgeführt. Diese Genauigkeit, Schärfe und Zuverlässigkeit des Verfahrens, diese wahrhaft klassische Ruhe, Sicherheit und Gleichmäßigkeit in der Anwendung fester, unverbrüchlich geltender methodischer Regeln zeichnet die exegetische Arbeit unseres verstorbenen Altmeisters an den Schriften des Neuen Testaments aus. Auch die Männer der theologischen Junft, und zwar ohne Unterschied von Richtung und Schattierung, würden nur Gewinn davon haben, wenn sie sich in diesem Stück immer aufs neue von ihm in die Schule nehmen lassen wollten; dann würden sie Hausherren gleichen, die aus ihrem Schatz Altes und Neues hervorzubringen imstande sind, und es würde die Gefahr vermieden werden, daß ihr „Neues“ im Betriebe der neutestamentlichen Wissenschaft zu regelloser Willkür und zur Verherrlichung eigener Gedankengänge ausschlagen könnte. Das ist die bleibende Bedeutung von Bernhard Weiss für die neutestamentliche Wissenschaft. Mag auch dieses oder jenes seiner wissenschaftlichen Werke der Vergessenheit anheimfallen: diese seine eigentliche Bedeutung wird dadurch auch nicht im mindesten berührt, denn sein einheitliches, großes Lebenswerk wird dadurch nicht zerstört. Und das ist es auch, was es für immer unmöglich machen wird, über ihn und seine Lebensarbeit leichtfertig und kurzerhand zur Tagesordnung überzugehen.

Wir aber wissen, daß, wenn nach 1. Korinther 3, 12 ff. sein *ἔργον*, das ist die Summe seines Lebenswerkes dereinst offenbar werden wird und die Feuerprobe des göttlichen Urteils wird bestehen müssen, daß er dann Lohn und Lob aus Gottes Munde (1. Korinther 4, 5) wird erfahren dürfen. Denn er hat die ihm von Gott verliehene Gnade wahrlich nicht ungenutzt liegen und verkümmern lassen, nein, er hat sie als weiser Baumeister freudig und kraftvoll ausgenutzt zum Aufbau des großen Lebenswerkes, das er nicht als Werk eigener Wahl, sondern als den Willen Gottes an ihn auffaßte. Daher die unermüdliche Pflichttreue, daher der heilige, brennende Eifer, daher der stetige, starke, mit

innerer Naturnotwendigkeit wirkende Trieb zu möglichst vollkommener und allseitiger Durchführung der ihm von Gott gewordenen Lebensaufgabe, daher die Befriedigung und heitere Glückseligkeit bei der Arbeit selber, daher endlich auch die fröhliche innere Genugthuung über jegliches Gelingen in der Arbeit: seine Arbeit war ihm Gottesdienst. Schöneres und Größeres läßt sich von der Arbeit eines Gelehrtenlebens nicht sagen, und deshalb will ich damit auch den Beschluß machen in der Darlegung meiner persönlichen Gedanken und Bemerkungen über dieses unvergleichliche Gelehrtenleben meines in die ewige Ruhe seines Gottes eingegangenen verehrten und geliebten Lehrers und väterlichen Freundes Bernhard Weiß.

D. Dr. Gustav Zoennicke

Professor an der Universität Breslau

Die Bedeutung von Bernhard Weiß für die Erforschung des Urchristentums

Das wichtigste Gebiet der christlichen Religionsgeschichte ist das Urchristentum, denn in dieser Zeit ist in den Nachwirkungen der Predigt Jesu die charakteristische Eigenart des Christentums am besten zum Ausdruck gekommen. Das Urchristentum, auf jüdischem Boden entstanden, ist die dem geistigen Inhalt nach reichste Zeit. Die mannigfaltigsten geistigen Strömungen gingen durcheinander und führten zur Verschmelzung des Evangeliums mit den verschiedensten Religionselementen. In dieser Zeit wurde das Fundament gelegt, auf dem dann die katholische Kirche entstand. Bei dem Mangel an Nachrichten läßt sich über diese Periode des Christentums unbedingt Sicheres nicht viel ausmachen. Nur an einigen Namen und Tatsachen läßt sich ein Bild von dem geschichtlichen Verlauf gewinnen. Unsere Kenntnis des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters ist viel zu lückenhaft, als daß wir mit Sicherheit dessen Geschichte genau zu konstruieren vermöchten.

Erst allmählich hat man gelernt, das Urchristentum mit den Mitteln, wie sie die historische Kritik an die Hand gibt, zu untersuchen. In Deutschland bahnte Christian Ferdinand Baur eine umfassende Geschichtskritik an, indem er die Anfänge der christlichen Kirche als ein Produkt des organischen Zusammenwirkens mannigfacher Kräfte zu verstehen und in einem einheitlichen Zusammenhang darzustellen versuchte.

Bernhard Weiß hat von Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an eine polemische Haltung gegenüber den Aufstellungen Baur's eingenommen. Er warf ihm vor, daß seine Kritik von

Vorurteilen nicht frei sei, daß seine Konstruktion der Geschichte des Urchristentums auf irrigen Voraussetzungen beruhe. Er selbst kam auf Grund eingehender Quellenstudien zu vorwiegend konservativen Resultaten, wobei sein Hauptinteresse an der Detailforschung, nicht an kühnen Geschichtskonstruktionen haftete. Nach ihm müssen erst die Detailfragen gelöst werden, bevor man größere Gesichtspunkte aufstellt. Alles muß wohl begründet sein; phantastische Hypothesen, willkürliche kritische Annahmen haben keinen Wert, um Licht in das Dunkel der Anfänge der christlichen Kirche zu bringen.

Bernhard Weiß hat die Resultate seiner Untersuchungen in einer großen Reihe von Schriften niedergelegt. Genannt seien hier sein „Leben Jesu“ (1. Aufl. 1888, 4. Aufl. 1903), sein „Lehrbuch der Einleitung in das Neue Testament“ (1. Aufl. 1886, 3. Aufl. 1897), sein „Lehrbuch der Biblischen Theologie des Neuen Testaments“ (1. Aufl. 1868, 7. Aufl. 1903) und seine Schrift „Paulus und seine Gemeinden. Ein Bild von der Entwicklung des Urchristentums“ (1914).

Nach Bernhard Weiß kann eine unbefangene Würdigung der urchristlichen Geschichte nicht unternommen werden ohne die Anerkennung der Idee der Offenbarung, des Wunders und der Gottmenschheit. Voraussetzung seiner Forschungen ist der absolute Offenbarungscharakter des Evangeliums. Das Christentum ist für ihn der Glaube an die religiöse Bedeutung geschichtlicher Tatsachen, in denen sich Gott der Welt zum Heil offenbart, die imstande sind, unter den Menschen neues Leben zu wecken. Wegen der Sünde bedurfte es einer neuen Heilsveranstaltung von seiten Gottes. Weil die von der Sünde geknechtete Menschheit sich nicht aus eigener Kraft erlösen konnte, offenbarte sich Gott in Jesus. Nicht etwa weil das Christentum eine höhere Erkenntnis über den Willen Gottes lehrt, ist es der Gipfelpunkt der Religionsgeschichte, sondern weil es in Jesus den Weg zeigt, wie die Macht der Sünde gebrochen und wie es zu einem wirklich religiösen Leben kommen kann. Alle Offenbarung ist Tatoffen-

barung, Kundmachung der Heilsabsichten, welche Gott hat, um die wahre Religion zu begründen. Diese Offenbarung aber wird im Glauben angeeignet, der die Krönung alles Wissens ist, dem unerschütterliche Überzeugungsgewißheit eignet, der zu seinem Objekt den gekreuzigten und auferstandenen Christus hat.

Über den Lebensgang Christi hat Bernhard Weiß eine umfangreiche Biographie geschrieben, von der man nicht mit Unrecht gesagt hat: das Werk über das Leben Jesu hat wie sein Verfasser eine lange, ruhmreiche Geschichte in der Entwicklung der Theologie hinter sich. Die Forderung eines Charakterbildes ebenso wie die Frage nach der Individualität Jesu lehnte Bernhard Weiß ab, weil Jesus das Ideal menschlicher Vollkommenheit besaß. Gegenüber allen idealistischen Spekulationen sowie gegenüber allen harmonistischen Darstellungen und apologetischen Künsteleien suchte er durch seine Biographie über Jesus ein Werk zu schaffen, das den wissenschaftlichen Ansprüchen historischer Kritik genügt. Was zunächst die Quellenfrage anbetrifft, so soll eine vorurteilslose Untersuchung der Evangelien zu der Gewißheit führen, daß die älteste Tradition über Jesus, die wir eruieren können, in allen wesentlichen Punkten richtig ist. Unter den Evangelien wird von Bernhard Weiß am höchsten das Johannesevangelium geschätzt, weil durch dieses allein sich dem Forscher das Verständnis der Person Jesu sowie speziell die Entwicklung des Lebensganges Jesu erschließt. Gewiß sind in dem Johannesevangelium subjektive Deutungen und persönliche Erinnerungen an Jesus aufs innigste miteinander verschmolzen, gewiß sind manche persönliche Erinnerungen verblaßt und verschoben, über die geschichtliche Gestalt der Ereignisse des Lebens Jesu ist gleichsam ein Schleier gebreitet, aber die Kritik ist noch imstande, den Schleier zu lüften und die alte Überlieferung herauszuschälen. Von den im neutestamentlichen Kanon vorliegenden Evangelien ist das älteste das Markusevangelium, in welchem wir den ersten Versuch der Zeichnung eines Lebensbildes Jesu haben. Aber der Entwicklungsgang des öffentlichen Lebens Jesu ist aus ihm nach Weiß nicht

deutlich zu erkennen, da lehrhafte und erbauliche Gesichtspunkte vorwalten und auch viele Stücke des Evangeliums nicht auf originale Konzeptionen zurückgehen, sondern bereits auf einer älteren Quellschrift beruhen. Das Markusevangelium in der uns vorliegenden Form soll von dem Verfasser des Matthäusevangeliums und des Lukasevangeliums benutzt worden sein. Lukas hat zweifellos die ihm zur Verfügung stehenden Quellen, von denen er ausdrücklich im Vorwort seines Evangeliums spricht, stark harmonisiert, aber die Kritik macht es überaus wahrscheinlich, daß er ein größeres, aramäisch abgefaßtes, judenchristliches Evangelium, das auf dem Gebirge Judäa entstand und wertvolle Traditionen buchte, benutzte. Da andererseits das Lukas- und Matthäusevangelium in vielen Punkten übereinstimmen und voneinander unabhängig entstanden sind, müssen sie eine schriftliche Quelle benutzt haben. Das ist die älteste schriftliche Tradition über Jesus, die wir besitzen. Sie wurde wahrscheinlich von Matthäus abgefaßt, enthielt nicht nur Sprüche, sondern auch Erzählungen über Jesus und war bereits dem Markus bekannt.

Auf Grund dieser Quellenanalyse, die Bernhard Weiß im Jahre 1908 abschließend in einem besonderen Buch: „Die Quellen der Synoptischen Überlieferung“ der wissenschaftlichen Welt vorgelegt hat, ergibt sich nun folgendes Bild. Jesus fand in sich eine einzigartige Gotteserkenntnis vor; er hatte das Gefühl ungetrübter Gottesgemeinschaft und war stets darauf bedacht, den göttlichen Willen zu erfüllen. Klar erkannte er von früh auf seinen Beruf, der Messias des Judentums zu sein. Als er die Predigt Johannes des Täufers hörte, sah er darin den Wink seines Vaters, daß es Zeit sei, die öffentliche Messiaslaufbahn zu beginnen, freilich nicht im Sinne der volkstümlichen messianischen Erwartung. Durch Anwendung des Namens Menschensohn fand er den Weg, um seinen Zeitgenossen das Bewußtsein seines einzigartigen Berufes beizubringen. Daß von früh an im Volke die Frage erörtert wurde, ob Jesus der Erwählte Gottes sei, zeigen die Dämonenaustreibungen. Und wie Jesus durch sein Leben die Idee des mosaischen

Gesetzes verwirklichte, so bejahte er durch seine Predigt die alttestamentliche Gottesoffenbarung. Der Hinweis auf die Erfüllung der prophetischen Weissagung, auf die Aufrichtung der Gottesherrschaft in Israel, die Forderung von Buße und Glaube war der Hauptinhalt seiner Predigt. Mit der Volksspeisung am See Genesareth begann für Jesus die Zeit der Krisis. Ursprünglich dachte er nicht daran, alle, die sich ihm anschlossen, zu einer festen Gemeinschaft zu verbinden, da sein Wirken dem ganzen Volke galt. Erst nach dem Mißlingen des Versuches, das ganze Volk zu gewinnen, faßte er die Begründung einer Sondergemeinde ins Auge. Das geschah seit dem Tage von Cäsarea Philippi, wo Jesus in Petrus denjenigen sah, dessen Wirksamkeit seiner Gemeinde einen festen Bestand geben würde. Gleichwohl hat nach Bernhard Weiß Jesus bis zuletzt an dem Gedanken festgehalten, daß er das ganze Volk für die aufzurichtende Gottesherrschaft gewänne; er hat bis zuletzt all seine Kraft dazu verwandt, um den Juden klarzumachen, daß Gottes Wille höher stehe als der Menschen Wünsche, daß es zu einem verhängnisvollen Ende führe, wenn die nationalpolitischen Interessen mit den religiösen Aufgaben verwechselt werden. Indes wurde es ihm bei der Feindseligkeit der Führer des Volkes immer klarer, daß seine Lebensaufgabe den Tod erfordert, daß, wo heißes Liebeswerben nicht gewinnt, vielleicht das höchste Liebesopfer hilft. In den letzten Tagen seines Lebens hat Jesus seinen Jüngern die Zerstörung des Tempels geweissagt. Infolge der pseudomessianischen Bewegung werde über das jüdische Volk eine furchtbare Katastrophe hereinbrechen, welche das Signal sei zu seiner Wiederkunft, die die Verwirklichung der Gottesherrschaft vom Himmel her bringen werde.

Durch Jesu Auferstehung kam es dann zur Konstituierung der Urgemeinde. Die an Jesus Gläubigen wurden in der Gewißheit bestärkt, daß ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sei, daß er zur Rechten Gottes throne und die Seinen in allen Tagen des Lebens beschütze, daß der von oben kommende

Geist sie immer tiefer in die Wahrheiten einführe, welche Jesus während seines irdischen Wirkens verkündet hatte. In der Urgemeinde entstand, besonders in polemischer Auseinandersetzung mit den Juden, die erste christliche Lehre. Nach Bernhard Weiss haben sich die weiteren christlichen Lehranschauungen lediglich auf Grund des Evangeliums sowie des Alten Testaments gebildet, und ist speziell die Ausbildung der Lehre über die Person Jesu auf eine innerchristliche Entwicklung zurückzuführen.

Über die Ausbreitung des Evangeliums von Jerusalem bis nach Rom gibt uns Lukas in der Apostelgeschichte eine im wesentlichen glaubwürdige Überlieferung.

Danach hat den Hauptanteil an der Ausbreitung der Apostel Paulus. Sein Wirken gleicht einem großen Siegeszug durch die griechisch-römische Kulturwelt. Nachdem Paulus bekehrt war, wirkte er zunächst mit prinzipieller Ausschließlichkeit unter den Juden, wandte sich erst allmählich, besonders infolge der Erlebnisse auf der ersten größeren Missionsreise, mehr und mehr der Heidenmission zu und wurde so der Begründer vieler heidenchristlicher Gemeinden in Kleinasien, Mazedonien und Achaia. Am Ende seiner Missionswirksamkeit im Osten legte er im Römerbrief den Christen der Welthauptstadt die Summe seiner Heilspredigt dar, recht geeignet, um dem Streit zwischen Juden- und Heidenchristen, der in Antiochien, in der Landschaft Galatien sowie in Korinth teilweise heftige Formen angenommen hatte, ein Ende zu bereiten. Und vermöge seiner hohen spekulativen Begabung war Paulus wie kein anderer dazu befähigt, die Unklarheiten, welche im Judentum über das Evangelium vorhanden waren, zu beseitigen, die Konsequenzen des Evangeliums als einer Religion für die Menschheit zu ziehen und die Frage zu beantworten, warum im Evangelium alle Wahrheit erschlossen ist. Dem äußeren Fortschritt des Missionswerkes des Paulus entsprach der Fortschritt seiner Gedankenwelt. In der zweijährigen Gefangenschaft zu Cäsarea entstand der Philemon- und Kolosserbrief sowie ein Rundschreiben, der Epheserbrief, der die Heiden-

Christen Kleinasiens zum Festhalten an der kirchlichen Einheit zu ermahnen sucht, da dort noch Spannungen bestanden zwischen den paulinischen Heidenchristen und den vielen jüdenchristlichen Gemeinden, welche durch die von Jerusalem ausgehende Propaganda entstanden waren. Der Philipperbrief, der am Ende der römischen Gefangenschaft entstand, läßt uns die Liebe des Paulus zu seinen Gemeinden erkennen und seinen großen Optimismus, den er angesichts seiner in Aussicht stehenden Verurteilung hat. Aber der Apostel wurde aus der Gefangenschaft befreit. Es war ihm noch eine weitere Wirksamkeit vergönnt. Mannigfache Gefährdungen der christlichen Gemeinden Kleinasiens riefen ihn in sein früheres Missionsgebiet zurück. Indes, der Todfeindschaft der Juden gelang es, ihn aufs neue bei der römischen Obrigkeit zu denunzieren. In Troas verhaftet, wurde er nach Rom deportiert, wo er den Märtyrertod starb. Der zweite Timotheusbrief ist das letzte Vermächtnis des großen Heidenapostels.

Neben Paulus wirkten die anderen Apostel und Apostelschüler für die Ausbreitung des Evangeliums. Auch sie suchten christliches Leben zu wecken und zu fördern, durch besondere Schriften und Lehrformulierungen den Glauben an Christus zu stärken und Irrgeister zu bekämpfen. Besonders sind wir nach Bernhard Weiß über Petrus, Jakobus, Barnabas und Johannes gut unterrichtet. Petrus verließ Jerusalem und wirkte in der Diaspora. Gemäß den Verabredungen auf dem entscheidungsvollen Apostelkonzil trieb er im fernen Osten zu Babylon am Euphrat Judenmission. Durch Silas, welcher den Paulus während dessen ersten Aufenthaltes in Korinth verließ, wurde er veranlaßt, den Jüdenchristen Kleinasiens ein Mahnschreiben zukommen zu lassen. In diesem bestätigte er zugleich die Wahrheit der den Gemeinden verkündigten Heilsbotschaft, da diese nicht von Aposteln gegründet waren. Eine Weisagung des Petrus soll im zweiten Petrusbrief Kapitel 3 erhalten sein. Es ist für Bernhard Weiß charakteristisch, daß er seit seiner ersten wissenschaftlichen Untersuchung „Der Petrini-sche Lehrbegriff“ (1857) die These stets vertrat, daß sich in den

römischen Provinzen Pontus, Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien frühzeitig eine Reihe judenchristlicher Gemeinden bildeten. Aber auch in Syrien und Cilicien waren judenchristliche Gemeinden vorhanden. An diese richtete der langjährige Vorsteher der Urgemeinde Jakobus einen Brief und suchte die dortigen Christen zur Bewährung ihres Christenstandes zu ermahnen, insbesondere vor törichten Reden, vor rechthaberischem Eifer um das Lehramt zu warnen, wobei er aber nicht auf die Paulinische Lehre Rücksicht nahm. Erst der Bruder des Jakobus, Judas, sah sich in einem Schreiben genötigt, die Christen Kleinasiens vor dem Mißbrauch der Paulinischen Lehre zu warnen.

Es kam dann eine sehr kritische Zeit für die Gemeinde Jerusalems. Ihr Vorsteher wurde im Jahre 63 von den Juden ermordet. Die Christen hatten von ihren Volksgenossen die größten Anfeindungen zu ertragen. Und als in der Zeit des Revolutionskrieges, in welchem die Juden von dem schmäblich empfundenen Römerjoch sich zu befreien suchten, die seit langem sehnstüchtig erwartete Wiederkunft Christi ausblieb, gerieten viele in Gefahr, ihren Glauben an Christus aufzugeben. In dieser gefährlichen Situation suchte Barnabas, welcher früh in der Urgemeinde großes Ansehen gewonnen hatte, durch ein inhaltreiches Schreiben, durch den sog. Hebräerbrief, vor dem Rückfall ins Judentum zu warnen und zu zeigen, daß mit dem Erscheinen Christi, besonders mit seinem Tode, das levitische Priestertum mit seinem Opferdienst abgeschafft und der von den Propheten verheißene Neue Bund gegründet sei. Aber viele Christen haben damals Judäa verlassen und haben sich theils nach dem Ostjordanland, theils nach Kleinasien gewandt. Nach Bernhard Weiss scheint sich auf die Nachricht von dem Tode des Petrus und Paulus der Apostel Johannes nach Ephesus begeben zu haben, um den Christengemeinden Kleinasiens seine Leitung zuteil werden zu lassen. Wohl im Jahre 69 empfing er auf der Insel Patmos Offenbarungen, die er dann in der Apokalypse niederschrieb, um im Hinblick auf das Regiment der Slavier die Christen Kleinasiens

zu stärken, vor allem um ihnen die Zeichen der Zeit zu deuten, sie auf die Momente hinzuweisen, an denen man die Entwicklung der letzten Zeit bis zum Anbruch der Wiederkunft Christi und das Kommen des Weltgerichtes erkennen kann. Von der judenchristlichen Anschauung ausgehend, daß die Wiederkunft Christi erfolge, wenn die antichristliche Macht ihren Gipfelpunkt erreicht habe, glaubte er, daß mit Domitian, dem letzten Kaiser aus dem Geschlecht der Flavier, die antichristliche Macht des römischen Imperiums ihren Gipfelpunkt erreicht haben werde.

Es trat nach der Zerstörung Jerusalems eine friedliche Zeit für die Christen ein. Während das Judenchristentum seine Bedeutung verlor und zur Sekte herabsank, erstarkten mehr und mehr die heidenchristlichen Gemeinden. Aber für diese wurde die gnostische Strömung eine große Gefahr, so daß am Ende des 1. Jahrhunderts der Apostel Johannes zur Stärkung des Christentums den Kampf mit dieser Richtung aufnehmen mußte. Die unter seinem Namen im Neuen Testament enthaltenen Urkunden sind Denkmäler dieses Kampfes. Um zu verhindern, daß das Bild Jesu, wie es in den Gemeinden lebte, durch gnostische Spekulationen verflüchtigt wurde, um irrige Vorstellungen, die sich auf Grund der älteren Evangelientradition gebildet hatten, richtigzustellen, um zu zeigen, daß mit dem zuversichtlichen Glauben an Christus bereits in der Gegenwart das ewige Leben beginne, schrieb Johannes das Evangelium, welches das Lieblingsevangelium der Kirche geworden ist. Die großen Gedanken, welche wir in diesem Evangelium lesen, sind nicht abstrakte Reflexionen oder philosophische Ideen im dichterischen Gewande, sondern Erzeugnisse der Intuition des Apostels, zu der er durch seine Individualität, durch den persönlichen Verkehr mit Jesus und durch das Studium des Alten Testaments kam. In dem gewaltigen Prolog seines Evangeliums hat der greise Apostel die reifste Frucht seiner Kontemplation niedergelegt.

Das ist in den Grundzügen die Auffassung der Begründung und Entwicklung des Urchristentums von Bernhard Weiss. Die For-

schung ist jetzt in ihren Zielen und Aufgaben anders orientiert. Bei der Interpretation der neutestamentlichen Schriften ist man jetzt darauf bedacht, mehr auf die Zeitgeschichte Bezug zu nehmen und sie aus dem Milieu der griechisch-römischen Kulturwelt zu erläutern. Hinsichtlich der Resultate der Leben-Jesu-Forschung ist man skeptischer geworden. Man hat eingesehen, daß vieles, was in früherer Zeit als historische Wahrheit galt, kritischen Bedenken unterliegt. Man betont, daß die Schätzung großer Persönlichkeiten immer von Prinzipienfragen abhängt. Die sogenannte biblische Theologie wird nicht mehr aufgefaßt als Darstellung des Lehrgehaltes neutestamentlicher Schriften, sondern als urchristliche Religionsgeschichte. Man hat erkannt, daß die Lehrbegriffsmethode verfehlt ist, daß es gilt, die Gedanken der urchristlichen Schriften in die allgemeine Religions- und Kulturgeschichte einzuordnen. Man setzt die Entwicklung des Urchristentums in enge Verbindung mit der Geschichte der antiken Welt und achtet auf mythologische und folkloristische Elemente.

Gleichwohl wird doch die Bedeutung der Arbeiten von Bernhard Weiß nicht vergessen werden. Er hat in seinen Schriften immer betont, daß man ein klares Urteil über die urchristliche Bewegung nur durch eine eingehende Vertiefung in den Quellenstoff gewinnen kann, daß ein Vorwärtstommen in kritischen Fragen von der sorgfältigsten Einzelerese abhängig ist. Er hat aufs genaueste den Ursprung und Quellenwert der Evangelien untersucht. Er hat insbesondere an den synoptischen Evangelien mit minutiöser Exaktheit, mit ruhiger Besonnenheit und unbestochener Wahrheitsliebe viel Arbeit geleistet, um den Boden zu bereiten, von dem aus ein Verständnis der Entstehung und Entwicklung der evangelischen Tradition möglich ist. Er hat endlich die in den neutestamentlichen Schriften vorliegenden religiösen und sittlichen Vorstellungen mustergültig zur Darstellung gebracht und gezeigt, daß die Einheit aller urchristlichen Gedankengänge ruht in der heilsgeschichtlichen Tatsache der in Christus erfolgten Gottesoffenbarung.

Wilhelm Scheffen

Bernhard Weiß und die Innere Mission

Im Jahre 1898, dem 50 jährigen Gedenkjahre des Wittenberger Kirchentages, veranstaltete der Evangelische Ober-Kirchenrat zu Berlin einen seiner regelmäßig wiederkehrenden Instruktionkurse für Innere Mission für Geistliche und Verwaltungsbeamte. Der einleitende grundlegende Vortrag über „Wesen, Geschichte und Organisation der Inneren Mission“ wurde vom Wirklichen Oberkonsistorialrat Professor D. Weiß gehalten. Der uns aus seinen Vorlesungen und wissenschaftlichen Büchern wohlbekannte theologische Professor erschien uns in einem völlig neuen Lichte. 2 1/2 Stunden lang hielt uns der Redner in Spannung. Wollte man einen Augenblick ermüden, so wurde man im nächsten Augenblick von neuem gefesselt. Weiß nahm zu alten und neuen Problemen der Inneren Mission Stellung. Er schöpfte aus dem Vollen und warf Schlaglichter auf alle Gebiete der Inneren Mission. Der Theoretiker und der Mann der Praxis kamen zu ihrem Rechte. Alle Zuhörer standen unter dem lebendigen Eindruck: hier redet jemand zu uns, der in vielen Einzelwerken christlicher Liebesarbeit mit tätig gewesen ist, aber zugleich ein Mann, der, auf hoher Warte stehend, das ganze Gebiet mit klarem Blick überschaut, — hier zeigt sich uns ein Führer, der im modernen Leben der Gegenwart steht, an keiner Gefahr ängstlich vorübergeht, sondern sie mutig und besonnen angreift, und der zugleich zu den Anfängen der Inneren Mission vor 50 Jahren zurückkehrt und in lebendigem inneren Konnex mit dem Herold der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern, steht, — hier wurden wir vor allem auf die Kraftquellen der Inneren Mission in Gottes Offenbarung hingewiesen. Jedem Teilnehmer des Kurses wurde der volle Ernst des Wortes eingeprägt: „Zieh deine Schuhe aus

von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist ein heilig Land.“

Dieser Vortrag kennzeichnet am besten die Stellung von Bernhard Weiß zur Inneren Mission. So führte er aus: Es genügt nicht zu sagen, daß die Innere Mission Liebestätigkeit der Kirche ist; die hat von jeher in der Kirche geherrscht. Die Innere Mission will das Evangelium denen nahebringen, die sich der Kirche entfremdet haben. Die Kirche muß bei einer Volkskirche immer missionieren. Die Innere Mission will dort eingreifen, wo die Wirksamkeit des geordneten Amtes versagt. Dabei beansprucht die Innere Mission nicht die eigentliche Wortverkündigung. Von einer Auslegung des göttlichen Wortes ohne theologische Vorbildung und kirchliche Berufung können wir uns nicht viel Segen versprechen. Freilich wäre ein Evangelistenamt für Laien notwendig, um Kunde der Geistesbotschaft und ein Wort der Vermahnung dorthin zu bringen, wo das geordnete Amt nicht hinreicht. Aus der Not der Zeit heraus ist die Innere Mission unter Arbeit und Gebet entstanden; sie ist eine notwendige Lebensaktion der Kirche, die sich stetig das assimiliert, was ihr nicht angehört; sie ist eine Reaktion gegen alles kirchenfeindliche Wesen. Die Notstände wechseln in ihrer Erscheinungsform, darum auch die Innere Mission. Weiß schloß mit den Worten: „Eine Mission an die Welt hat nur das Evangelium von der Gnade Gottes. Wehe der Inneren Mission, wenn sie über dem vielfältigen Getriebe ihrer Arbeit ihre eigentliche Mission verpaßt!“

Die Grundgedanken des Vortrages von Weiß decken sich mit den Ausführungen Wicherns in seiner „Denkschrift“ an die Deutsche Nation über die Innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche vom Jahre 1849, die im Jahre 1889 in dritter Auflage von Weiß neu herausgegeben wurde. Im Vorwort zu der neuen Auflage sagt Weiß: „Die von Wichern der Inneren Mission gewiesenen Wege haben nicht nur in ihren allgemeinen, sondern aufs vielfachste auch in ihren speziellen Richtungen sich als die zum Ziele führenden erwiesen. . . . Es ist ein gutes Zeichen, daß

neuerdings manchen Krankheitserscheinungen gegenüber immer ernstlicher nach dem Wesen der Inneren Mission im Sinne Wicherns gefragt wird. Nur unter Zurückgreifen auf die Denkschrift kann diese Frage beantwortet werden.“

So ging Weiß bei seiner Gesamtauffassung und Vertretung der Inneren Mission immer auf Wichern zurück. Er konnte nicht nur aus Wicherns Schriften schöpfen, vielmehr hatte es ihm die Persönlichkeit Wicherns angetan. Wicherns Zeugnis zu Wittenberg 1848 war auch nach dem fernen Königsberg hingedrungen und hatte lebendig auf den jungen Kandidaten Weiß eingewirkt, so daß er unter Führung seines älteren Freundes Oldenberg, des nachmaligen Gehilfen Wicherns im Rauhen Hause und späteren geschäftsführenden Sekretärs des Central-Ausschusses für Innere Mission, die Arbeiten der Inneren Mission in Königsberg aufgriff und nicht eher ruhte, bis er auch bald im Jahre 1850 Wichern und seine Wirksamkeit im Rauhen Hause zu Hamburg persönlich kennen lernen konnte.

Ende September 1848 waren die ersten Nachrichten vom Wittenberger Kirchentage nach Königsberg gekommen. In der ersten Sitzung des neu begründeten Evangelischen Vereins wurde ein begeisterter Vortrag darüber gehalten. Im Kandidatenkränzchen war die Innere Mission unter Leitung von Oldenberg, der bald mit Wichern in Briefwechsel trat, das stete Gespräch. Schon im November wurde ein Lehrlingsverein begründet, der sich Sonntags, abends von 5—7 Uhr, versammelte, und den Bernhard Weiß 15 Jahre lang bis zu seinem Fortgang von Königsberg treu gepflegt hat. Bald erstreckte sich seine Tätigkeit auch auf Hausbesuche in einer der verkommensten Straßen der Stadt. Parochialvereine wurden gebildet. Weiß schloß sich einem Männerverein für Armen- und Krankenbesuche an, und in seinem aufs treueste geführten Tagebuche bilden jetzt die Innere-Missionsgänge ebenso eine stehende Rubrik wie sonst die Besuche bei Oldenbergs und anderen Freunden. Selbst für Wichern durfte er einmal aus Königsberg Aktenmitteilungen über Armenpflege sammeln. Stetig

ging die Organisation der Inneren Mission in Königsberg weiter, ein Verein für Innere Mission wurde gegründet, in dem die verschiedenen Parochial- und Einzelvereine sich zu fruchtbarer Wechselwirkung zusammenfaßten. Sekretär des Stadtvereins wurde Weiß.

In reicher, vielseitiger Arbeit für die kirchliche Gemeinde, für Wissenschaft und Innere Mission wurde dem Kandidaten Weiß klar, daß im eigentlichen Predigtamt seine Gabe nicht liege. Wohl aber war er begeistert für die Arbeiten der Inneren Mission und glaubte hierin seine Lebensaufgabe zu finden. Um darüber zu einer Entscheidung zu gelangen, wollte er Wichern kennen lernen, wollte die verschiedenen Anstalten der Inneren Mission sehen, wie sie in der deutschen evangelischen Christenheit aufblühten, wollte dem nächsten Kongreß für Innere Mission beiwohnen. So entschloß er sich, um über sein Lebensziel klar zu werden, zu einer großen Reise durch ganz Deutschland. Nach einer weiten Reise, auf der er viel Interessantes erlebte, kam er endlich nach Hamburg, fuhr nach der Vorstadt Hamm, und mit klopfendem Herzen wanderte er durch den Hohlweg, dem Ziel seiner Sehnsucht, dem Rauhen Hause zu.

Von seinem Freunde Oldenberg, der als rechte Hand Wicherns im Rauhen Hause wirkte, freudig empfangen, begegnete er am ersten Abend seines Aufenthaltes im Rauhen Hause Wichern, dem Manne, wie Weiß es in seinem Tagebuch ausdrückt, mit dem weißen Haar und den flammenden Augen. Zehn volle Tage blieb der Kandidat im Rauhen Hause, nahm lebhaftesten Anteil an dem Leben desselben und an seinen verschiedenen Arbeiten. Mit den Kandidaten und anderen Persönlichkeiten, deren Namen alle in die Geschichte der Inneren Mission verflochten sind, schloß er bald innige Freundschaft. Köstlich waren ihm die Morgen- und Abendandachten, besonders wenn Wichern einen Bibelabschnitt eingehender erklärte, oder wenn er am Geburtstag eines Knaben sich in einem kurzen Worte persönlich an ihn wandte und im Gebet seiner fürbittend gedachte, oder wenn er von den bereits ausge-

sandten Brüdern an deren Geburtstagen allerlei erzählte und für sie betete. Früh von 6—7 Uhr wohnte er der Stunde über Innere Mission bei, die Wichern mit den Brüdern hielt.

In Hamburg selbst wurde Weiß von der Stadtmission angezogen. Er konnte einen Stadtmissionar auf seinen Gängen begleiten. Auch besuchte er die sechzigjährige Amalie Sieveking, die noch rüstig die Arbeit ihrer 75 Helferinnen leitete. Noch im hohen Alter, auch bei den Verhandlungen, die im Central-Ausschuß für Innere Mission im Jahre 1913/14 über das Thema des Hamburger Kongresses für Innere Mission: „Frauenbewegung und Innere Mission“ gepflogen wurden, hat Weiß an dem Standpunkt festgehalten, den einst Amalie Sieveking als die erste christliche Vorkämpferin für Frauendienst und christliche Frauenbewegung vertreten hat.

Nach einem herzlichen Abschiede von Wichern, seiner Frau und den alten und neugewonnenen Freunden des Rauhen Hauses besuchte Weiß die Stätten der Inneren Mission in der Rheinprovinz. In dem ausblühenden Diakonissenhause zu Kaiserswerth hatte er interessante Gespräche mit Gledner. So war es Weiß vergönnt, bei den ersten praktischen Studien der Inneren Mission die beiden führenden Persönlichkeiten der Inneren Mission und Diakonie in Norddeutschland kurz nacheinander kennen zu lernen. Beide machten ihm gegenüber auch gar kein Hehl aus ihrer verschiedenen Auffassung und Vertretung der Arbeit.

Wenn wir heute das gesamte Gebiet der Inneren Mission nach ihren drei Seiten, der diakonischen, der evangelisatorischen und der sozialen, überblicken, so haben gewiß beide Männer einzelne Werke des gesamten Gebietes aufgegriffen, wobei Wichern der umfassendere war. Gledner stellte den Einzeldienst der Diakonissen in den Vordergrund. Wichern schaute mehr auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge des Volksganzen. Beide wollten dabei dem Evangelium, der Verkündigung der Heilsbotschaft dienen. Wir wollen Gott danken, daß er uns diese beiden Männer in ihrer Eigenart geschenkt hat. Das Schablonenhafte hat auf geistigem

Gebiete nichts Großes hervorgebracht. Wichern war dabei mehr der Aggressive, der der Gottlosigkeit und den öffentlichen Lastern auf den Leib rückte; Gliedner wollte mehr am Krankenbette und in stiller Gemeindegarbeit dienen. Weiß war ein Schüler Wicherns und hat diese Eigenart der Inneren Mission auch als Präsident des Central-Ausschusses für Innere Mission nie verleugnet, und doch entsprach seiner ganzen Naturanlage viel mehr der ruhige, stille Dienst im kleinen. Er ist immer dafür eingetreten, daß beides zusammen wachsen soll, beides seine Berechtigung und Notwendigkeit hat. Da ist wirklich kein Entweder-Oder erforderlich oder gar eine gegenseitige Befehdung. Noch heute sehen wir die beiden Strömungen in der gesamten Inneren Mission und Diakonie, deren Verschiedenheit mit kirchenpolitischer oder theologischer Stellung gar nichts zu tun hat: hier der Central-Ausschuß für Innere Mission, Stadtmission, Brüderhäuser, evangelische Arbeitervereine, christliche Frauenbewegung, dort Frauenhilfe, Diakonissenhäuser, Kinderpflege, um nur einige der Hauptgebiete zu nennen, und dazwischen die Pflege der schulenklassenen männlichen und weiblichen Jugend und die Rettung der Gefährdeten. Mit großer Sachkenntnis, weitem Blick und innerem Verstehen hat Weiß von seiner Kandidatenzeit her das gesamte Gebiet überschaut. Den Grund dazu konnte er auf seinen Besuchen in Hamburg und Kaiserswerth legen. Aber eine weitere große Bereicherung erhielt er von der Fortsetzung seiner Reise nach Süddeutschland, wo er nicht nur die berechtigte Eigenart der Süddeutschen Inneren Mission kennenlernte, sondern auch in der Zusammenfassung der ganzen Arbeit am zweiten Kongreß der Inneren Mission in Stuttgart verbunden mit dem 3. Kirchentage teilnehmen konnte. Auf der Tagesordnung stand die Sonntagsheiligung. Die Referenten hatten den Gegensatz zwischen der mehr gesetzlichen und mehr evangelischen Sonntagsfeier vorsichtig zu umschiffen gewußt. Da trat Wichern auf. Mit gewaltigen Worten verlangte er Klarheit in der Begründung der Sonntagsfeier, die nur die evangelische sein dürfe. Er forderte eine Ansprache an das

deutsche Volk, die beweisen müsse, daß die evangelische Kirche ein Anwalt des Volkes sei. Aber den größten Eindruck machte auf Weiß der Bericht, den Wichern über die Fortschritte der Inneren Mission im letztverflossenen Jahre erstattete. Wichern begann mit dem Prophetenwort Ezechiel 37 von den Totengebeinen, die wieder lebendig werden, und deutete es von dem, was in der evangelischen Kirche vor unseren Augen geschieht. Atemlos lauschte die Versammlung seiner Rede, in deren Mitte er zu seiner Erholung eine Pause machen mußte. Bei den Zuhörern ließ ihr herzerfrischender Inhalt keine Ermüdung aufkommen. Die Rede selbst war wie ein Prophetenwort, das die Morgenröte einer neuen Zeit verkündete. Im Anschluß an den Kongreß konnte Weiß zusammen mit Wichern und Oldenberg eine Tour durch den Schwarzwald machen.

Viel hat Weiß noch auf dieser Reise erlebt. Freilich entschied die Reise in ganz anderer Weise über sein Leben, als er gedacht hatte. Er war ausgezogen, um sich für die praktische Arbeit besonders auf dem Gebiete der Inneren Mission vorzubereiten, — mit dem festen Entschluß, sich der akademischen Karriere zu widmen, kehrte er heim. Aber wohin auch seine Berufswege ihn später führten, immer hat er der Inneren Mission zu dienen gesucht. Weiß hat es stets als eine herrliche Gnadenführung Gottes anerkannt, daß er später Wicherns Nachfolger in der Leitung des Central-Ausschusses der Inneren Mission wurde.

Doch bis dahin war noch ein weiter Weg. Am 21. Dezember 1886 wurde Bernhard Weiß zum Vizepräsidenten des Central-Ausschusses gewählt und am 26. April 1887 zum Präsidenten. Sechszunddreißig lange bedeutsame Jahre liegen dazwischen, die einer ernsten theologischen Arbeit in Königsberg, Kiel und Berlin, kirchlichen und Staatsämtern gewidmet waren. Aber die Innere Mission hat ihn durch das ganze Leben begleitet; freilich stand sie beim Eintritt in seine Lebensarbeit von 1850—60 und in den letzten Jahrzehnten seines Lebens mehr im Vordergrund. Um die Wende der 60 kehrte Weiß zu seiner ersten Liebe wieder mehr

zurück, und vielleicht hat ihn im letzten Jahrzehnt seines Lebens nichts so sehr innerlich beschäftigt als die Arbeit der Seemannsmission, die er bis zu seinem Tode als Vorsitzender des Berliner Komitees für Deutsch-Evangelische Seemannsmission geleitet hat.

Von 1850—63 hat Weiß als Schriftführer des Stadtvereins für Innere Mission in Königsberg an der Begründung und Entwicklung fast aller Einzelarbeiten der Inneren Mission mitgewirkt. Auch bei der weiteren Ausgestaltung der Arbeit zu einem Provinzialverein für Innere Mission für Preußen (Ost- und Westpreußen) ist er von Anfang an tätig gewesen. Das kleine Komitee, dem er angehörte, erließ 1849 einen Aufruf, einen Provinzialverein für Innere Mission zu begründen in der Absicht, „alle Bäche der Hilfe, die in der Vereinzelung oft matt fließen und nicht selten im Sande verrinnen, in einen großen Segensstrom zu sammeln, über dessen Wasser der Geist Gottes schwebt, und mit ihm unser verwüstetes Volksleben neu zu befruchten“. So hat Weiß als getreuer Schüler Wicherns die gesamte Entwicklung der Inneren Mission von der Einzelarbeit über den Stadtverein und Provinzialverein bis hin zum Central-Ausschuß für Innere Mission an leitender Stelle mitgemacht. Bei der 50 jährigen Jubelfeier des Königsberger Stadtvereins für Innere Mission am 2. November 1899 hielt Weiß die Festrede, in der er mit jugendlichem Feuer der Beredsamkeit ein lebenswarmes Bild über die Innere Mission an der Wende des Jahrhunderts entrollte.

In den 14 Kieler Jahren war Weiß durch viele wissenschaftliche und amtliche Arbeiten in Anspruch genommen. Aber auch hier hat er die Innere Mission nicht vergessen. Auf Bitte des Evangelischen Jünglingsvereins, zu dem er nahe Beziehungen unterhielt, unternahm er es, eine Herberge zur Heimat zu begründen. Durch seine Verbindung mit dem Verein der Armenfreunde gelang es ihm, einen größeren Kreis dafür zu interessieren. Aber als er bei der Begründungsversammlung das Wort „Innere Mission“ ge-

brauchte, bekam er lange Gesichter zu sehen. Die Arbeit Wicherns war in Kiel wenig bekannt, und unter „Innerer Mission“ verstand man kleine pietistische Konventikel. Vergeblich machte ihnen Weiß klar, was er wollte; er betonte, daß es ihm gleichgültig sei, ob sie das Unternehmen zur Inneren Mission rechneten oder nicht. Mehrere angesehene Mitglieder des Ausschusses erklärten ihren Austritt. Es entbrannte ein harter Kampf auch in der Tagespresse. Zähne hat Weiß die Sache durchgeführt. Er gewann den Magistrat für sein Werk. Weiß blieb Sieger. Die Herzberge wurde begründet, und niemand wagte es mehr, gegen ihren christlichen Charakter anzukämpfen.

Weiß, der in Kiel in gleicher Weise wie in Königsberg als Agent für den Central-Ausschuß für Innere Mission tätig gewesen war, wurde im Jahre 1877 bei der Berufung als ordentlicher Professor in die theologische Fakultät der Universität Berlin bald zum Mitglied des Central-Ausschusses gewählt und 1886 dessen Vizepräsident. Welche bedeutende Stellung Weiß selber dieser Tätigkeit für den Central-Ausschuß innerhalb seiner ganzen Lebensarbeit beimißt, geht aus den Überschriften seines Tagebuches hervor, worin Kap. 5 die Überschrift trägt: „Sieben schwere Kieler Jahre“, Kap. 6: „Sieben schöne Kieler Jahre“, Kap. 7: „Sieben Jahre aufwärts“, Kap. 8: „Neun Jahre Leiter der Inneren Mission“, Kap. 9: „Vom 70. bis zum 80. Geburtstag“ und Kap. 10: „Jenseits der Grenze“.

Als im Jahre 1886 Oberverwaltungs-Gerichtsrat von Meyeren seinen festen Entschluß erklärte, als Vizepräsident des Central-Ausschusses zurücktreten zu wollen, lag die Frage wegen eines Nachfolgers sehr schwierig. Obwohl gewisse Bedenken bestanden, daß Weiß durch seine literarische Tätigkeit eine zu scharf umrissene theologische Stellung erhalten habe, die vielleicht nicht allen Freunden der Inneren Mission zusagen könne, wurde er doch zum Vizepräsidenten gewählt. Weiß fühlte sich jedoch innerlich gedrungen — bei der statutenmäßig notwendigen Umfrage an alle, auch die auswärtigen, Mitglieder des Central-Ausschusses

für die Zustimmung zur Wahl —, in einem gedruckten Rundschreiben an die Freunde des Central-Ausschusses seine Auffassung von dem Wesen der Inneren Mission und seine Absichten bei der Leitung des Central-Ausschusses darzulegen.

Nach Wicherns Tode im Jahre 1881 hatte man nur einen Vizepräsidenten ihm folgen lassen. Aber man meinte doch jetzt die Zeit gekommen, wieder einen Präsidenten an die Spitze stellen zu sollen, und so wurde Weiß im April 1887 zum Präsidenten gewählt. Als er 1896 mit Rücksicht auf seine Gesundheit vom Präsidium zurücktrat, hat er von da an bis zu seinem Tode wieder das Amt des Vizepräsidenten bekleidet. Drei Jahrzehnte hindurch hat er sich in innerlichster Anteilnahme und mit reicher Arbeit an der Leitung des Central-Ausschusses beteiligt. Viele Denkschriften des Central-Ausschusses entstammen seiner Feder oder sind aufs gründlichste von ihm durchgearbeitet. In der Gewinnung neuer Mitglieder bewies er große Umsicht, mit den auswärtigen Mitgliedern und den Vertretern der verbundenen Vereine hielt er nahe Fühlung. Ein besonderes Anliegen war es ihm, mit den Landes- und Provinzialvereinen für Innere Mission enge Verbindung zu erhalten, da war ihm keine Reise zu beschwerlich, um den Central-Ausschuß draußen zu vertreten. Die Vorbereitung der Kongresse für Innere Mission belastete schwer sein Herz.

Mit welchem Jagen fuhr er 1889 zum Kongreß für Innere Mission nach Nürnberg! In seiner Eröffnungsansprache, die unter viel Arbeit und Gebet entstanden war, suchte er die Bedeutung der Inneren Mission für die überall neu angeregte soziale Frage darzutun. Bei der Konferenz mit den Vertretern der dem Central-Ausschuß verbundenen Vereine für Innere Mission, deren einige 30 erschienen waren, hatte er den Eindruck, daß der Central-Ausschuß wirklich den Mittelpunkt eines großen gesegneten Vereinsnetzes bildete, und es wurden die wichtigsten Fragen aufs fruchtbarste verhandelt. In der St.-Lorenzkirche hielt der Hauptpastor Kreußler aus Hamburg den Schlußgottesdienst. Weiß schreibt darüber: „O, was waren das für Stunden, der Gottes-

dienst konnte mir nicht zu lang werden, meine Seele strömte über von heißem Dank gegen Gott, der wieder über Bitten und Ver- stehen geholfen. Den ganzen Sommer über hatte die Sorge für den Kongreß wie eine schwere Last mir auf der Seele gelegen. Buchrucker hatte mir gesagt, der Kongreß habe ein Band zwischen dem Central-Ausschuß und der Bayrischen Landeskirche geschlungen, das nicht mehr zerreißen kann. Das war doch der schönste Erfolg.“

Die Kongresse für Innere Mission erschienen ihm überaus bedeutungsvoll. Auch als er nicht mehr zu ihrer Leitung berufen war, hat er sie so oft er nur konnte besucht. Zum letzten Male nahm er an dem Kongreß in Essen im Jahre 1907 teil. Welche Freude war es für uns, ihn dorthin begleiten zu können! Wie ein Patriarch lebte unser „Vater Weiß“ unter uns. An allem nahm der Achtzigjährige den lebhaftesten Anteil, an den Gottesdiensten und den Verhandlungen in großen Versammlungen und kleinen Konferenzen, an der Vorarbeit und Nacharbeit, an dem Festzuge der 18 000 evangelischen Arbeiter zu Beginn des Kongresses und an der festlichen Tafel auf Villa Hügel nach dem Kongreß. Herzerquickend aber war es für uns alle, als er nach den bewegten Verhandlungen über die Arbeiterbewegung das Schlußwort an den Kongreß richtete. Die letzten Worte, die Weiß auf einem Kongreß für Innere Mission gesprochen hat, weisen auf die persönliche Erfahrung des Heils und auf die Versenkung in die Heilige Schrift hin:

„Und wir, geliebte Freunde und Brüder, die wir hier zusammengekommen sind und nun voneinander scheiden; was nehmen wir mit? Wir nehmen das Bekenntnis mit, das wir auf Grund unseres ersten Hauptthemas abgelegt haben, daß der Herzpunkt aller Inneren-Missionsarbeit, die Erneuerung unseres Volkslebens, nur hervorgehen kann aus der persönlichen Erfahrung von der Kraft des Evangeliums am eigenen Herzen, und daß diese Erfahrung nur lebendig erhalten und immer tiefer gegründet werden kann durch täglich neue Versenkung in die Lebensgedanken

der Heiligen Schrift und ihren inneren Zusammenhang, der erst die Heilsbotschaft mit dem sittlichen Leben in wirksamer Weise verknüpft. Lassen wir dieses Bekenntnis in uns Tat und Leben werden, so werden wir einen Segen dieses Kongresses mitnehmen, der da bleibt. Damit schließe ich den 34. Kongreß für Innere Mission.“

An den Kongressen in Stuttgart, Stettin und Hamburg hat er nicht mehr teilnehmen können. Im letzten Augenblick immer glaubte er es sich versagen zu müssen. Freilich, als er von dem Verlauf des Hamburger Kongresses im Herbst 1913 hörte, empfing er mich ordentlich ungehalten, soweit dies bei ihm möglich war, daß ich ihm vorher nicht mehr davon gesagt hätte, wie schön es werden würde, und ihn nicht mehr aufgemuntert hätte, mitzukommen. Der Sechsendachtzigjährige lebte und webte darin. Aber auch wenn er nicht teilnehmen konnte, beschäftigte er sich eingehend mit dem Verlauf. Er las wirklich die gedruckten Verhandlungen bei seiner Treue im Kleinen, oder ließ sie sich vorlesen, als seine Augen schwächer wurden. Er kam wohl vorbereitet zu jeder Sitzung des Central-Ausschusses, in der die einzelnen Referate des Kongresses durchgearbeitet wurden. So hat er sich auch zu dem auf dem Stuttgarter Kongresse 1909 verhandelten Thema „Wie bewahrt die Innere Mission ihre Eigenart bei den wechselnden und wachsenden Aufgaben?“ eingehend in einem Aufsatz in der „Inneren Mission im evangelischen Deutschland“ geäußert. Er fühlte sich hier verpflichtet, als Schüler Wicherns zu den Leuten unserer Zeit zu reden, damit keine Verdunklung der Grundsätze und Ziele Wicherns erfolge. Seine Ausführungen sind so klar und überzeugend und weisen so ganz auf die Gedankengänge, wie wir sie immer wieder in Wicherns Schriften, besonders in seiner „Denkschrift“, finden:

„Es scheint mir nicht ein Vorzug des vorjährigen Kongresses zu sein, daß auf ihm zum ersten Male die Frage angeregt und diskutiert wurde, ob die Innere Mission für die Beteiligung an ihr eine bestimmte bekenntnismäßige Grenze ziehen müsse.

Vom Standpunkt der Eigenart der Inneren Mission aus ist die Frage so unnötig wie unfruchtbar. Das Evangelium, mit dessen Kräften die Innere Mission das Volksleben durchdringen und erneuern soll, ist doch keine Lehre, die man bekennnismäßig fixieren müßte, sondern eine Heilsbotschaft. Die Kirche, welche die volle Heilswahrheit verkündigen soll, bedarf eines Bekenntnisses, welches dieselbe zusammenfaßt, und hat eine unverfälschte und unverkürzte Verkündigung desselben zu sichern. Die wissenschaftliche Theologie hat die Pflicht, durch immer neue Vertiefung in die Schrift an dem richtigen Verständnis des Bekenntnisses und nötigenfalls an seiner Fortbildung zu arbeiten. Aber die Innere Mission hat sich mit voller Absicht stets von allem Eintreten in die kirchenpolitischen Kämpfe, die sich in letzter Instanz doch immer um die Aufrechterhaltung des Bekenntnisses drehen, und von allen theologischen Diskussionen, welche wohl der Wissenschaft dienen, aber nicht dem Leben Frucht schaffen, ferngehalten, sie hat jede Parteinahme in denselben abgelehnt. Es war ja fast herzbewegend, wie von einer Seite her um die Gewährung der Mitarbeit für eine freiere Richtung in der Theologie gebeten wurde. Aber ich sehe nicht ein, welche Instanz der Inneren Mission dieselbe gewähren oder auf Grund einer angeblich aus ihrem Begriff zu ziehenden Grenze verweigern sollte. Wer der Überzeugung ist, daß unserem Volke nur durch die Botschaft von dem Heil in Christo geholfen werden kann und dafür zu arbeiten entschlossen ist, der treibt Innere Mission. Zu untersuchen, ob seine Vorstellungen von dem Heil in Christo genau dieselben sind wie die unserer, von der übrigens nichts weniger als feststeht, daß sie jeder von uns gleichlautend formulieren würde, dafür gibt es kein Tribunal, und die Innere Mission bedarf keines.“

Im gleichen Jahre hat dann Weiß bei der Eröffnung des vierten apologetischen Instruktionkurses zu Berlin ein persönliches Bekenntnis dafür abgelegt, in welchem Geist er selber die Innere Mission treibt, und wie sie nach seiner Überzeugung über-

haupt getrieben werden muß. „Es ist nicht wahr, daß der Streit der christlichen Weltanschauung mit der modernen ein Streit um Fragen ist, die man mit klugen Gründen bejagen und dann auch mit klügeren Gründen verneinen kann. Die moderne Welt will die christliche Wahrheit nicht, weil sie in ihrem Hochmut und ihrer Genußsucht von der Sünde nichts hören mag, und weil ihre Selbstgerechtigkeit sich empört wider das Wort von der Gnade. Wer die christliche Weltanschauung verteidigen will, der muß sich, wie der Apostel, des Evangeliums von der Sünde und Gnade nicht schämen, aus dem sie geboren ist. Dies Evangelium hat die Kirche stets hochgehalten in dem Bekenntnis zu dem für uns gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, den der Vater gesandt hat, und der unser göttlicher Herr ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, in dem Bekenntnis zu dem Heiligen Geist, der in uns den Glauben wirkt und die Kraft eines neuen Lebens und die Hoffnung einer ewigen Seligkeit.“

Wer das letzte Jahrzehnt mit Bernhard Weiß in seiner Hingabe an die Innere Mission durchlebt hat, kann nicht anders als auch von den stillen Stunden der Arbeit und der Gemeinschaft in seinem Hause in der Landgrafenstraße berichten. Einmal waren es die Stunden der Vorbereitung auf die monatlichen Sitzungen des Central-Ausschusses, in denen Weiß mit dem Präsidenten D. Spiecker und dem Geschäftsführer alle wichtigen Fragen der Tagesordnung vorher durchsprach. An den Sitzungen nahm er bis auf die letzten Jahre regelmäßig teil. Aufmerksam hörte er zu. Im letzten Jahrzehnt nahm er selten das Wort, aber wenn er sprach, so geschah es immer zu grundsätzlichen Fragen in großer Klarheit und tiefer Erfassung der Aufgabe, wobei es sich bis in die letzten Jahre hinein immer wieder zeigte, daß nichts von den Verhandlungen ihm entgangen war.

Zum anderen waren es die Sitzungen des Komitees für deutsch-evangelische Seemannsmission, die er bis zu seinem Lebensende geleitet hat. In tiefem Frieden, mit heiligem Ernst und mit weitem Blick wurden die Beratungen von sachkundigen Männern

geführt. Außerordentlich glücklich war unter seiner Mitwirkung die Zusammensetzung des Komitees erfolgt, indem der Central-Ausschuß für Innere Mission und der Evangelische Oberkirchenrat je zwei Mitglieder in das Komitee entsandten. Diese vier Mitglieder konnten noch zwei andere hinzuwählen und hatten den Vorsitzenden zu bestimmen. Die Zusammensetzung des Komitees bedeutete, wie auch der Erfolg der Arbeit zeigt, eine der besten Lösungen von Zusammenarbeit der Inneren Mission mit der organisierten Kirche. Mit welcher Freude beteiligte sich Weiß an jeder weiteren Entwicklung der Seemannsmission! Wie oft sprach er davon, wenn doch Oldenberg die Erreichung des Zieles noch erlebt hätte, das er sich so oft gesteckt hat, was aber erst dessen Nachfolger im Amt Superintendent Fritsch in Verbindung mit dem Vorsitzenden D. Weiß hat in die Wege leiten können. Man kann nicht sagen, daß Bernhard Weiß auf dem Gebiete der Inneren Mission eine bahnbrechende oder schöpferische Kraft war, aber er war entbrannt von heißer Liebe zu dieser Arbeit und hatte ein reiches Verständnis für ihr Wesen und für ihr Werden. Als Präsident und Vizepräsident des Central-Ausschusses hat er in schwerer Zeit an der Inneren Mission Wicherns festgehalten, immer wieder in ihrer großen weltumfassenden Aufgabe sie dargetan und sie aufs neue festverankert in die Heilsoffenbarung. Den Streit der Kirchenpolitik und den wissenschaftlich auszufechtenden Kampf theologischer Lehrmeinungen hat er von ihrer Schwelle ferngehalten und um so energischer ihre suchende und rettende Liebe zum Heil des Einzelnen und des Volksganzen hervorgehoben. Dabei hat er ihre Freiheit und Selbständigkeit gewahrt und zugleich als ein Mann der Kirche die gesamte Arbeit der Inneren Mission in den Dienst dieser Kirche gestellt. Neue Wege wies er dem Central-Ausschuß in der Aufnahme zentraler und zusammenfassender Aufgaben, als viele früher vom Central-Ausschuß geleistete Arbeiten von den Landes- und Provinzialvereinen für Innere Mission übernommen waren. Zu seinen Mitarbeitern aber stand er wie ein Vater und Freund, und dafür

90

dankeu wir ihm, die wir unter ihm und mit ihm haben arbeiten dürfen, aus tiefstem Herzensgrund.

Die Worte, die D. Seeborg, der Nachfolger von Weiß im Amte des Vizepräsidenten des Central-Ausschusses für Innere Mission, am Schlusse seines zum Gedächtnis von Weiß geschriebenen Artikels in der Februar-Nummer der „Inneren Mission im Evangelischen Deutschland“ dem Heimgegangenen nachruft, mögen auch den Schluß dieses Gedenkbüchleins bilden:

„Der Central-Ausschuß nimmt Abschied von seinem langjährigen Präsidenten und Vizepräsidenten mit dem Gefühl warmen Dankes für alle Liebe, die dieser Mann in rastloser Tätigkeit und mit vorbildlicher Treue der Sache der Inneren Mission gewidmet hat. Bis in die letzten Tage seines Lebens hinein hat sein ganzes Herz dieser Sache gehört, und haben seine Gedanken lebhaft sich mit ihr beschäftigt. Wenn man ihn aufsuchte, so waren es immer wieder Dinge der Inneren Mission, nach denen er fragte, und auf die auch noch der Neunzigjährige mit wunderbarer Frische des Gedächtnisses und des Urteils einging. Die Treue, die Weiß damit bekundet hat, bildet den Schlußstein in dem Bilde seiner einfachen, schlichten, fleißigen und zähen Persönlichkeit. Wir danken Gott dafür, was er durch diesen Mann unserer Kirche gegeben hat, und dafür, daß er ihn uns so lange erhalten hat. Wie sein Name in der Wissenschaft noch lange unter den besten genannt werden wird, so wird auch in der Inneren Mission der Name Bernhard Weiß stets dankbar erwähnt werden.“

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Wirklicher Geheimer Rat, Oberhof- und Domprediger D. Dryander: Ans- sprache bei der Trauerfeier	5
Geheimrat Professor D. Deißmann: Ansprache	10
Direktor D. Spieder, Präsident des Central-Ausschusses für Innere Mission: Ansprache	15
Pfarrer Dr. Kurth: Lebensbild von Bernhard Weiß. Anhang: Verzeichnis der Schriften	18
Geheimrat Professor D. Kühl: Die Bedeutung von Bernhard Weiß für die neutestamentliche Schriftwissenschaft	43
Professor D. Hönigke: Die Bedeutung von Bernhard Weiß für die Er- forschung der Geschichte des Urchristentums	60
Direktor Pastor Scheffen: Bernhard Weiß und die Innere Mission . .	70

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Eine Neuausgabe der Septemberbibel vom Jahre 1522

Das Neue Testament Deutsch Wittenberg

Ungefügter und unveränderter Neudruck der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, der Septemberbibel vom Jahre 1522. Herausgegeben vom Geheimen Oberkonsistorialrat Professor D. Dr. G. Kawerau, Vorsitzender der Königl. Kommission zur Herausgabe von Luthers Werken, und D. theol. O. Reichert-Giersdorf. Mit einer als Beilage eingefügten geschichtlichen Einführung von Geheimrat D. Kawerau. Gedruckt nach Angaben und unter Aufsicht von Professor J. H. Ehmde bei Knorr & Hirth in München in der Ehmde-Schwabacher. Die ungefähr 260 handgemalten farbigen Initialen der Vorzugsausgabe von Anna Simons.

Im Dezember 1521 begegnen wir in den Briefen Luthers, der seit dem Mai dieses Jahres auf der Wartburg den Schutz seines Kurfürsten gegen die bedrohlichen Sorgen der Reichsacht genoß, der Ankündigung, er sei mit der Übersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche beschäftigt. Im März 1522, nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, konnte er sich an die Durchsicht und Verbesserung seiner auf der Wartburg begonnenen Übersetzung machen, wobei ihm Melanchthon sein treuer Gehilfe war. Trotzdem ihm die Arbeit so schnell von der Hand gegangen war, hatte er sie nicht leicht genommen. Er legt darüber das bezeichnende Geständnis ab, jetzt merke er erst, was Übersetzen heiße. Bald machten ihm sprachliche Ausdrücke zu schaffen, daß diese nur recht volkstümlich wären, und nicht Wörter des „Schlosses und Hofes“, bald handelte es sich um genaueres Verständnis der Dinge, die im Bibeltext erwähnt werden. So machten ihm die Münzen der Alten zu schaffen, um die entsprechende deutsche Bezeichnung dafür zu finden. Und als es sich um die in Off. Joh. 21 aufgeführten Edelsteine handelte, mußte sogar die Schatzkammer des Kurfürsten das Anschauungsmaterial liefern, damit er, der auf diesem Gebiete gänzlich unerfahren war, eine Vorstellung davon erhielt, welches die verschiedenen Namen, Arten und Farben dieser kostbaren Steine wären. War ein Stüd des Manuskriptes durchgesehen und der Text festgestellt, so wanderte es zum Drucker, der Melchior Lotther der Jüngere in Wittenberg war. Schon im September 1522 war der Druck des umfangreichen Buches beendet, und trotz des hohen Preises mußte schon im Dezember desselben Jahres eine zweite Auflage ausgegeben werden, und rasch folgten neue Auflagen und nicht minder (nach heutiger Auffassung: unbefugte) Nachdrucke anderer Druckerverleger. Zum Unterschied von der zweiten Auflage und den übrigen Ausgaben führt der erste Druck den Namen Septemberbibel.

Und diese erste Ausgabe, die das Neue Testament den Deutschen in ihrer Sprache brachte, ist die Vorlage für den Neudruck gewesen, den wir im Jahre des Reformationsjubiläums begonnen haben und jetzt denen darbieten können, die sich trotz aller Textrevisionen und Neuübertragungen den Sinn und die Freude für die Wucht und die Würde des ursprünglichen Lutherwortes in heiligen Texten gewahrt haben. In handlichem Umfange bringt unsere Ausgabe den ungedruckten Text der Ausgabe von 1522 und verzichtet auch nicht auf die vollständige Wiedergabe der bedeutsamen Zugaben, die Luthers Hand der ersten Ausgabe beigelegt hatte. So, was man leider ungefähr seit dem 30jährigen Kriege in unseren Bibeln nicht mehr liest, eine Reihe von Vorreden, wie eine auf das Ganze des Neuen Testaments, in der er betont, daß dieses Buch das „Evangelium und Gottes Verheißung, daneben auch Geschichte beide derer, die daran glauben und nicht glauben“ enthält; daran schließt sich eine kurze Belehrung darüber, „welches die reinsten und edelsten Bücher des Neuen Testaments sind“. Dann besondere Vorreden bei den einzelnen Briefen, am ausführlichsten bei dem Römerbrief, in dem er die Hauptbegriffe dieses Briefes erläutert: Gesetz und Sünde, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Fleisch und Geist. Und noch zwei andere kleine Beigaben sind wertvoll. Einmal die Glossen oder Marginalien, das sind bald kürzere, bald ausführlichere Randbemerkungen, in denen Luther dem Leser das sprachliche oder inhaltliche Verständnis manch schwieriger Textstelle schlicht und lichtvoll eröffnet; dann das Register über die Bücher des Neuen Testaments, ein Zeugnis von Luthers innerer Freiheit und Selbständigkeit, worüber die Einführung das Nötige sagt.

Den Druck unserer Neuausgabe besorgte nach Angaben und unter Aufsicht von Professor S. S. Eymde die Druckerei Knorr & Hirth in München in der Eymde-Schwabacher, die durch Typen und Initialen ergänzt wurde, die der Künstler für diesen Druck besonders schnitt. Bei der Textfeststellung und der Durchsicht der Korrekturen erfreuten wir uns der treuen Mithilfe vom Geheimen Oberkonsistorialrat Professor D. Dr. G. Kawerau, dem Vorsitzenden der Königl. Kommission zur Herausgabe von Luthers Werken, und einem ihrer Mitarbeiter, D. theol. O. Reichert. Geheimrat Professor D. Dr. Kawerau ist auch Verfasser des Einführungstextes, der als Beilage unserer Ausgabe beigelegt ist. Die Vorzugsausgabe in 190 Abzügen auf handgeschöpftem Bütten und in Leder gebunden ist von der Münchner Schriftkünstlerin Anna Simons mit über 200 handgemalten farbigen Initialen ausgestattet worden.



Dieser einmalige Neudruck der ersten Luther-Übersetzung des Neuen Testaments ist in zwei Ausgaben erhältlich:

Ausgabe in 2200 Abzügen auf gutem, holzfreiem Papier, in Edel-	
pappband gebunden	25 Mark
Vorzugsausgabe in 190 benummerten Abzügen auf handgeschöpft-	
tem Bütten, mit je ungefähr 200 handgemalten farbigen Initialen	
von Anna Simons	150 Mark

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und, wo keine erreichbar ist, auch der Verlag entgegen

Furche-Verlag ✻ Berlin NW 7



BR
50
Z8

Zum Gedächtnis von D. Dr. Bernhard Weiss,
wirklichem gemeinen Rat Professor der
Theologie an der Universität Berlin. In
Verbindung mit Freunden und Schülern des
Verstorbenen hrsg. von Wilhelm Scheffen.
Berlin, Fische, 1918.
85p. port. 22cm.

1. Theology--Addresses, essays, lectures.
2. Weiss, Bernhard, 1827-1918. I. Weiss,
Bernhard, 1827-1918. II. Scheffen, Wilhelm, ed.

A3238

CCSC/mmb

